This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
0110 6030 45 2

Frauen
im Reiche Aeskulaps

Ein Versuch

zur

Geschichte der Frau in der Medizin und Pharmazie

unter Bezugnahme auf die Zukunft

der

modernen Ärztinnen und Apothekerinnen

von

Hermann Schelenz

Leipzig
Ernst Günther's Verlag
1900

R
134.5
S32
1900

Frauen
im Reiche Aeskulaps

Ein Versuch

zur

Geschichte der Frau in der Medizin und Pharmazie

unter Bezugnahme auf die Zukunft

der

modernen Ärztinnen und Apothekerinnen

von

Hermann Schelenz

Leipzig
Ernst Günther's Verlag
1900

LANE LIBRARY

61179

LAKE LIBRARY

532
1906

Vorwort.

Meine Vorstudien für ein grösseres historisch-pharmazeutisches Werk machten mich schon vor Jahren mit einer Menge von Frauen bekannt, die sich mehr oder weniger eingehend, entweder aus Liebhaberei oder berufsmässig mit Arznei- und Heilkunde — von einer wirklichen Sonderung dieser Wissenszweige ist erst seit etwa 800 Jahren die Rede, und noch viel später finden sich beide in einer Person vereinigt — beschäftigt haben. Mir fielen schon damals gewisse, nahezu regelmässig auftretende übereinstimmende Merkmale auf, die mir wiederum entgegentraten, als ich, zu einem historischen Vortrag auf der Naturforscher- und Ärzte-Versammlung in München aufgefordert, den Spuren solcher Frauen erneut und eingehender nachforschte.

Ich hatte mir als Thema „Die Frauen in der Geschichte der Medizin und Pharmazie" gewählt, weil es meines Wissens im Zusammenhang noch nicht behandelt worden war und weil ich glaubte, dass nur die Geschichte Thatsachen für die Beurteilung der Frage über die Zulassung der Frauen zu den gedachten beiden Fächern beibringen könnte.

Neben den Thatsachen der Geschichte schienen mir meine Beobachtungen, die durch andere Beobachtungen gestützt und ergänzt wurden, für die gedachte Frage von so grosser Wichtigkeit, dass ich glaubte, sie beim Vortrage des naturgemäss skizzenhaft zusammengedrängten Abrisses meiner Studienergebnisse meinen Zuhörern mitteilen zu sollen. Ich gab dabei anheim, zu beurteilen, ob sie etwa zu einem „cavete consules, cavete mulieres!" Anlass böten.

In München erst wurde ich auf das mir damals noch unbekannte Werk von Harless „über die Verdienste der Frauen in Naturwissenschaft und Heilkunde", Göttingen 1830, hingewiesen. Frühere Bekanntschaft mit ihm hätte mir vor Jahren manche Mühe und Arbeit gespart, allerdings auch vielleicht manche, auf dem mühevollen Pfade eigenen Studiums gemachte Erfahrung verhindert.

Auf den Vorwurf eines Gegners möchte ich an dieser Stelle noch eingehen: „Aus den Erfahrungen, die die Vorzeit mit ihren heilbeflissenen Frauen gemacht", meint er, „dürfe man nicht auf die Frau des ‚fin de siècle' schliessen!" Nun, „Tempora mutantur et nos mutamur in illis" — aber doch wohl nur in Bezug auf Eigenschaften, die Gottes Schöpfung so oberflächlich decken,

wie etwa die Tünche das Werk des Bildhauers überzieht, oder wie die Schale, die den Kern der Frucht umkleidet: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret“ — nach Beseitigung der Hülle kommt die wahre Natur, der Mensch zu Tage. Mit der Gottesschöpfung „Frau“ habe ich zu thun, entkleidet des fadenscheinigen, je nach der Mode der Zeit heute bewunderten, morgen verlästerten Mäntelchens, das ihr Kultur und Sitte umhängte; mit der Frau, deren Herz, von weiblichen Instinkten getrieben, ganz gleichmässig schlägt, ob sie die gerade jetzt so häufig ob ihrer Dauerhaftigkeit beklagten semitischen, ob sie die ebenso verpönten Rasseneigentümlichkeiten der Schwarzen oder die von schlitzäugigen Mongolen zeigt. — Ob übrigens eine Aspasia, eine Sappho oder Hypatia im Guten wie im Bösen den Vergleich mit unsern Zeitgenossinnen zu scheuen braucht?!

Nichts lag meiner Arbeit ferner, wie verwerfliche „Tendenz“. Hat sie aber nebenbei den Erfolg, die von den Führerinnen genährten, naturgemäss sanguinischen und übertriebenen Hoffnungen der Frauen, die sich den Berufen der Ärztin oder Apothekerin widmen wollen, auf das richtige bescheidene Mass herunter zu drücken und die, schon in jenen Berufen stehenden zur Vorsicht zu mahnen, so werde ich das allerdings als hohen Lohn meiner Mühe ansehen.

Ich bezweifle nicht, dass mir eine zahlreiche Gegnerschaft erstehen wird. Ich getröste mich ihrer aber um so leichter, als ich in diesem Unglück auf manchen hervorragenden Gesinnungs- und Leidensgenossen aufblicken kann.

Im übrigen gestattet mir der „freundwillige“ Leser, meine Gedanken über meine kleine Arbeit in die Worte Rückerts zu kleiden:

Ich glaube nicht, dass ich viel eignes Neues lehre,
Noch durch mein Scherflein Witz den Schatz der Weisheit mehre.
Doch denk ich von der Müh' mir zweierlei Gewinn:
Einmal, dass ich nun selbst an Weisheit besser bin;
Sodann, dass doch dadurch an manchen Mann wird kommen
Manches, wovon er sonst gar hätte nichts vernommen.
Und auch der dritte Grund scheint wert nicht des Gelächters:
Dass, wer dies Büchlein liest, derweil doch liest kein schlechter's

Cassel, im November 1899.

Hermann Schelenz.

In einigen Publikationen, in denen Frau Anna Mellien mit dem Enthusiasmus, der ein zierendes Kennzeichen der Frauen ist, für Freigabe der Pharmacie an ihre Geschlechtsgenossinnen eintritt*), sagt sie: „Die Frau ist die geborene Pharmaceutin.“ Sie hätte ihren Ausspruch richtiger verallgemeinern und etwa sagen können: „Sie ist die geborene Arznei- und Heilbeflissene.“ Denn zweifellos übte die erste Frau zu gleicher Zeit das Amt der Ärztin und Aphothekerin aus. Ihre sorgende, liebreiche Hand verband ihres Gatten, im Kampfe um seines geliebten Weibes Dasein davongetragene Wunde mit kühlendem Wasser oder schmerzlinderndem Kraut; ihres Kindchens schmerzenden Finger brachte sie durch Wärme zu schneller Eiterung; durch die Allgewalt der Liebe „suggerierte“ sie Besserung und Heilung; sie sammelte Kräuter, deren Heilkraft sie erkundet hatte — ganz wie es ihr der angeborene Instinkt der Frau und Mutter zu thun eingab, und wie es auch jetzt noch die Frau thut, die in einsamer Häuslichkeit, fern von Arzt und Apotheke, ihr Leben hinbringt.

Sehr bald lief der Mann der Frau den Rang ab. Der Priesterin des Hauses nahm der Priester, welcher die dem Menschen ange-

*) Vergl. pharm. Zeitung 1898, Nr. 49, und Beilage „Frauen-Arbeit“ der „Tägl. Rundschau“ vom 19. Mai 1899. Die Dame trat im Verein mit Frau Helene Lange Namens des Berliner Frauenvereins schon im Jahre 1896 mit einer Petition für Zulassung der Frauen zum Apothekerberuf an den Landtag. Sie wurde, nachdem der Abgeordnete Rickert die Forderung für berechtigt erklärt hatte, der Regierung zur Erwägung überwiesen, welche sie weiter dem Apothekerrat, der am 1. April desselben Jahres in Thätigkeit getreten war, zur Begutachtung überreichte.

borenen Gedanken an ein höheres Wesen vertiefte, zur Religion formte und sich kraft seiner Sondergaben zum Führer und Leiter einer Gemeinde aufschwang, allüberall auch die Geschäfte des Arztes und des noch Jahrtausende mit ihm verbundenen Apothekers ab. Ich betone diesen Werdegang, weil er auf die ständigen Übergriffe von Frauen und Priestern in das Gebiet der Heilkunde klärendes Licht wirft. Seit tausend Jahren immer und immer wiederholte gesetzliche Massnahmen vermochten nicht diese illegale Konkurrenz zu beseitigen. Ein Teil des ärztlichen Heilgebietes blieb den Frauen. Sie beschränkten sich auf Geburtshilfe und Kosmetik, welch letztere Disziplin so eng mit der Medizin verquickt ist, dass sich feste Grenzen zwischen beiden kaum ziehen lassen.

Beide Disziplinen sind auf das verschwiegene Frauengemach beschränkt, dessen Schwelle zu überschreiten nur dem Ehegatten zusteht. Auch für ihn bleibt es mit einem gewissen geheimnisvollen Nimbus umgeben, der noch dichter gewoben wird von erfahrenen Freundinnen und Helferinnen, welche die dem jungen Weibe angeborene Schamhaftigkeit verwirren, ihre Sittsamkeit in Zimperlichkeit, ihre Decenz in Prüderie wandeln, ihm thörichtes Afterwissen einpfropfen und aus dem schämigen, aber der Natur folgenden und dem Manne sich ganz hingebenden Weibe eine vor den Mutterpflichten zitternde Zierpuppe machen. Aus den Gelegenheitshelferinnen wird die Berufswehemutter, die aus Eigennutz den Arzt solange vom Bett der Kranken abhält, bis sie sieht, dass ihr geringes Wissen dem verzweifelten Falle gegenüber machtlos ist, dass nur der Arzt imstande ist, mit seiner Kenntnis, seiner Energie Mutter und Kind zu retten. Erst eine höhere Kultur, erst wiederholte üble Erfahrung liess den Arzt über das „weibliche Schamgefühl", richtiger über künstlich aufgebaute Vorurteile triumphieren.

Dass die alten Hebräer professionierte, wohl von einer Art Polizeiärzten überwachte Wehemütter hatten, bezeugt das Alte Testament und der Talmud an mehr als einer Stelle. Die eine, bei der Zwillingsgeburt der Thamar, zeigt uns, wie diese Helferinnen, abgesehen von ihren fachlichen Funktionen, an die rechtlichen Seiten ihres Berufes dachten und sich bemühten, dem Neugeborenen sein Recht auf Erstgeburt zu wahren. An einer anderen Stelle wird von chauvinistisch israelitischer Seite lobend hervorgehoben, dass die

Wehemütter (2. Mos. Cap. 1), von denen Siphra und Pua der Nachwelt namentlich übermittelt werden, „fürchteten Gott und thaten nicht wie der König der Ägypter ihnen sagte". Ich kann mich nicht zu der, der israelitischen ähnlichen optimistischen Auffassung anderer Autoren aufschwingen und muss das Treiben für gesetzwidrig und strafbar, als einen Vertrauensbruch ansehen. Wenn die Wehemütter solche eingreifende Befehle ausser acht liessen, folgere ich daraus, dass sie sich bei minder wichtigen Vorschriften, etwa beim Herbeten der damals üblichen Beschwörungsformeln, womit man sich in verzweifelten Fällen genügen liess, oder beim Klagen und Weinen und beim Trösten der dem Tode geweihten Wöchnerin nach eigener Kritik Abweichungen erlaubt hätten, oder dass sie, in's Moderne übersetzt, gar keine Bedenken tragen würden, die vorgeschriebene Antisepsis fortzulassen.

Auch Apothekerinnen gab es — ob in unserem Sinne, ist billig zu bezweifeln. Luther verdeutschte das hebräische *rokeach* aus Zweckmässigkeitsgründen nicht mit dem richtigeren „Salbenmischer", sondern mit dem allgemein verständlichen, wenn auch nicht ganz korrekten „Apotheker". Die Stelle 1. Samuelis 8. 13 dürfte nicht gerade ehrend für die Frauen sein. Denn der Prophet hält dem murrenden Volke warnend vor, dass ein fremder König seine Söhne zu Soldaten, seine Töchter zu Köchinnen und Salbenmischerinnen thatsächlich erniedrigen werde. Die genannten Berufszweige gehörten eben zu denen, die, wie auch nach Solonischen Gesetzen, Sklavinnen zufielen!

Wie nötig übrigens den damaligen Damen genaue Kenntnisse der Bereitung von kosmetischen Mitteln waren, geht daraus hervor, dass, wie z. B. im Buche Esther 2, 12 ff. berichtet wird, die Huldinnen, auf die das Auge königlicher Gnade gefallen war, „zwölf Monate im Frauen-Schmuck bleiben mussten (denn ihr Schmücken musste soviel Zeit haben, nämlich sechs Monate mit Balsam und Myrrhen und sechs Monate mit guter Spezerei, so waren denn die Weiber geschmückt)", um die nötigen theoretischen und praktischen Kenntnisse sich anzueignen.

Sirach weiss von heilbeflissenen Frauen nichts zu berichten, und ist es auch, wie schon Thucydides behauptet, hohes, ja höchstes Lob, wenn man von Frauen nichts zu sagen weiss, so

muss es doch bei Sirach, der vom Lobe des Arztes gar nicht genug sprechen kann (cap. 38), der dem Weibe fast in dithyrambischem Schwunge Preislieder singt, der von der bestrickenden Macht der Sängerin so fest überzeugt ist, dass er, ähnlich dem Vater, der dem Sohn rät, nicht an den Rhein zu gehen, vor dem Umgang mit ihr warnt (cap. 9, 4), direct auffallen, dass er ihrer mit keinem Wort gedenkt, und dieses Schweigen kann als ein beredtes aufgefasst werden.

Die Ägypterinnen, die Kindersegen mit mehr Schmerzen erkaufen mussten, wie die Hebräerinnen (2. Mos. 1. 19), hatten ebenalls Hebammen *ta meschennu*, die im Besitz von Vorschriften zur Beförderung und Erkennung der Conception waren*), ja auch das Geschlecht des zu erwartenden Kindes vorhersagen konnten. Wenn das in guter Hoffnung befindliche Weib Körner zweier verschiedener Getreidearten, eins nach dem andern, in ihr Wasser tauchte und dann aussäte, so konnte sie eines Knäbleins sicher sein, wenn das erste zuerst keimte, ein Mädchen aber erwarten, wenn das zweite Korn zuerst aufging. In den Häusern waren besondere Zimmer eingerichtet, in denen die Geburtshelferinnen, die in schwierigen Fällen vor den Ärzten zurücktraten, den Kreisenden beistanden. In den Tempeln gab es symbolische Räume für der Göttinnen schwere Stunde.**) In Isis, der Schwester und Gattin des Osiris verehrten sie eine Heilgöttin, deren Kenntnissen es gelang, ihren toten Sohn Horus in's Leben zurückzurufen. Wahrscheinlich ist Isis, deren Kultus sich wunderbarerweise auch bei den Deutschen***) findet, die offenbar landfremde, enstanden aus der Nacht- und Todesgöttin der Hellenen, Hekate, und der Muth der Phönicier. Sich mehr heiterer, religiöser Auffassung zuwendend, gaben sie der Isis den Charakter der Lichtgöttin und trennten als Nachtgöttin und Geburtsspezialistin die katzenköpfige Bubastis ab.

Von Schesch, der Mutter des Königs von Ober- und Unter-Ägypten, Teta, vielleicht eines Zugehörigen der Priesterärzte-

*) Hieratischer Papyrus 1558.

**) Ebendas. und Chabas, Mélanges égyptol. 1862.

***) Tacitus, Germania 9. Pars Suevorum et Isidi sacrificant. Nach Grimm handelt es sich hierbei allerdings wohl um eine germanische Gottheit, Holla oder Berchta.

vereinigung, ist uns durch den berühmten Papyrus Ebers die Vorschrift eines „Heilmittels zum Wachsenmachen der Haare" überkommen. Es lautet: Kralle vom Windhund aus Abessinien, Blüten von Datteln, Huf des Esels. Man koche dieses mit Öl in der Pfanne, bis es fertig ist und reibe damit ein!

Neben Schesch kennen wir eine andere hochstehende Frau, die in der Arzneikunde dilettiert hat, und zwar die Königin Mentuhotep, aus der 11ten Dynastie, etwa 2000 vor Chr., von der eine Reise- oder Hausapotheke, ein Geschenk des regierenden Herrn, im Berliner Museum aufbewahrt wird.

Dafür, dass im alten Mesopotamien-Assyrien Frauenärzte existiert haben, habe ich keine Belegstellen finden können. Der Umstand, dass auf einem Jaspissiegelzylinder aus der Sammlung le Clerq, der sich unfehlbar als Geburtsamulett charakterisiert, wie von Oefele in seinem XXI. Beitrag in der allgem. medizin. Zentralzeitung mitteilt, die Göttin „Damkina, Gemahlin des Gottes Eakin, welche liebt die Liebe," von Frau Dusurtu angerufen wird, lässt immerhin vermuten, dass Frauen den Gebärenden wenigstens den ersten Beistand leisteten.

Die alten Inder hatten ebenfalls eine göttlich verehrte Ärztin und, bezeichnend für die Häufigkeit und Schrecklichkeit der Krankheit, eine Spezialistin für Blattern, Duti ka Takurani*). Einen Hebammenstand hatten sie nicht. Nachbarinnen und Freundinnen leisteten den nöthigen Beistand und in schweren Fällen trat der Arzt in Thätigkeit.

Wunderbar muten hier die sogen. Giftmädchen, die puellae veneficae, Giftmischerinnen, Zauberinnen, an, von denen Susruta erzählt.**) Man nahm an, dass sie mit Gift genährt seien und fürchtete den Umgang mit ihnen. Er sollte der Sinne berauben, und den Ärzten wurde anempfohlen, den König vor der Berührung mit den berückenden Schönen zu bewahren. Auch Rhazes, 850—925, weiss in dem El Hawi von ihnen zu erzählen. Er führt aus, dass der Speichel der Unholdinnen Hühner und andere Tiere töte, und dass die Fliegen sie meiden. Wer dächte bei dieser Über-

*) Baas, Grundriss S. 30.

**) In Hesslers Übersetzung II, 211.

lieferung nicht an Heines „mit Thränen vergiftendes Weib"! Die dem Manne innewohnende, von den Dichtern aller Zeiten besungene hohe Ansicht von der Zauberkraft der Liebe giebt uns eine viel schönere und einfachere Deutung der seligen und unseligen Kraft des schwachen Weibes über den starken Mann an die Hand, wie der Verdacht, dass es sich hier um wirkliche Giftwirkung handelte, die, Verderben bringend, durch sexuale Annäherung übertragen wurde.

Im griechischen Mythos nimmt die Frau eine ganz hervorragende Stelle ein. Eine ganze Familie tritt uns entgegen, deren Mitglieder durch die Vorliebe und die Fähigkeit für ärztliche und pharmaceutische Kunst wie erblich belastet erscheinen. Das Elternpaar der hervorragendsten Vertreterin dieser Bestrebungen, der Hekate, steht nicht ganz fest. Es wird überliefert, dass sie die Tochter des Titanen Perseus, des Sohnes des Sol und der Nymphe Persa oder Perseis, des Bruders des Aeetes und der Nymphe Asteria gewesen sei, oder der des Zeus und der Demeter oder Hera, oder des Tartaros und der Nacht.*) Ihr Vaterland wird in das fabelhafte Nordland αἶα oder γαῖα versetzt, an dessen Stelle das sagenumwobene Kolchis, das Vaterland manches giftigen Heilmittels, tritt, an welches uns noch die alte Panacee der Rheumatismuskranken, Colchicum, erinnert. Die Sekte der Orphiker macht aus Hekate eine mystische Göttin und verwechselt sie mit Persephone, der Rhea Kybele, der Demeter. Sie wird Göttin der Nacht; von den Titanen hochgeehrt, ist sie gleichgewaltig, wie im Himmel und auf der Erde, so im Meer; sie bringt Glück und Segen, aber entzieht es auch. Sie bewohnt, wie Artemis und Apollo, den Mond, dessen dunkle Stellen als die „Höhlen der Hekate" angesehen werden. Wie dieser als Gesundheits-, aber auch als Seuchenbringer angesehen wird, so wird auch ihr dieselbe Gabe zugeschrieben. Erklärlich ist ihr wie der Artemis Einfluss auf die Conception und Schwangerschaft und auf das Wachsen und Gedeihen vornehmlich der Giftpflanzen. Sie wird dreileibig und dreiköpfig gedacht**), sie lehrt Zaubermittel***) und ist im Gebrauch von Giftkräutern erfahren. Begleitet von den stygischen Hunden treibt sie ihren gespenstischen Spuk auf Kreuzwegen (daher

*) Apollon. Rhod. 3, 311 usw.

**) Virg. Aeneis 4, 511; Ovid, Metamorph. 7, 194.

***) Ovid, Heroides 12, 167; Schol. Apollon. Rhod. 3, 311.

trivia, *τριοδῖτις*, und *ἐνοδία*) und auf Gräbern und schwärmt mit den Seelen Abgeschiedener ebenda und beim Blute Ermordeter (*Τυμβιδία*), angekündigt durch klägliches Heulen der Haushunde.*) Geheim und öffentlich wird sie verehrt. In ihren Tempeln, von Kolchis bis Paphlagonien, versehen ihren Dienst *φαρμακίδες*, Zauberinnen, und opfern ihr so grausame Dinge, dass man von ihnen nicht zu sprechen wagt.**) *Ἑκαταῖα*, Hekatesäulen, werden ihr an Kreuzwegen aufgestellt und Speisen geopfert. Die Dichter schildern sie furchtbar, mit Schlangenfüssen, Pferde-, Hund- und Löwenkopf, daher ihr Beiname *τρικέφαλη*, triceps; ähnlich wird sie abgebildet und als Attribute werden dem hervorragend pharmakologisch-medizinisch veranlagten Weibe Hunde, Schlangen, Fackeln, Dolche beigegeben.

Das alte Epos *Ἀργοναυτικά* in der Sammlung *Ὀρφικά* zählt uns die Kräuter auf, die von Hekate in Kolchis gebaut wurden.***) Von ihnen hebe ich neben dem Asphodelos, das im Hades auf einer grossen Wiese wuchs und auf Gräber gepflanzt wurde, um den Verstorbenen Wegzehrung auf die Reise in das Reich der Schatten zu geben†), nur das giftige Aconitum, das nach Strabo hauptsächlich bei Heraclea wuchs (lib. 12, 68), Colchicum, *θρύον*, wohl Solanum insanum, das den Menschen in tiefen, angenehmen Schlaf bannte, und Mandragora, mit der die schreckliche Brimo, wie sie auch genannt wurde, schauerliche „hekatäische" Träume bewirkte, aus der unten gegebenen Aufzählung hervor.

---

*) Statius, Thebais 4, 428.

**) Schol. Apollon. Rhod. 4, 247.

***) Orphica I, 905 ff.:

Εν δὲ πόαι ῥίζησι κατηρεφέες χθαμαλῇσιν.
ἀσφόδελος, κλύμενός τε καὶ εὐώδης ἀδίαντος
καὶ θρύον ἠδε κύπειρον, ἀριστερεώντ', ἀνεμώνη,
ὅρμινόν τε, καὶ εἰρύσιμον, κυκλαμίς τ' ἰοειδής,
στοιχάς, παιονίη τε, πολύκνημόν τε κάτερνες,
μανδραγόρης, πόλιόν τ' ἐπὶ δε ψαφαρὸν δίκταμνον,
εὔοδμός τε κρόκος, καὶ κάρδαμον, ἔν δ' ἄρα κῆμος,
σμίλαξ ἠδέ χαμαίμελον, μήκων τε μέλαινα,
ἀλκείη, πάνακες, καὶ κάρπασον, ἠδ' ἀκόνιτον,
ἄλλά τε δηλήεντα κατὰ χθόνα πολλὰ πεφύκει.

†) Eustathios, ad Odysseam 11, 573.

An dieser Stelle möchte ich gleich auch die Asia der Colchier, die Maja und Kybele der Phrygier erwähnen, deren Dienst von hyperboräischen Jungfrauen nach Delos gebracht wurde. Weil „neu angekommen", wurde sie Eleutho genannt und später zur Göttin der Geburtshilfe, Eileithyia, gleich der Rhea und der Kybele, erhoben. Sie hatte auch einen Tempel in Ägypten.*) Über Tod und Leben des jungen Menschen und der Mutter entscheidend, wird sie zur Schicksalspinnerin, daher der Beiname *εὔλινος*. Bei den Hellenen wandelt sie sich in Athene, wird in Athen verehrt und bekommt als Augenspezialistin den Beinamen *ὀφθαλμίτις*.

Ihr nahe steht die Artemis, die, wie wir schon sahen, mit Hekate verwechselt wird. Sie bringt plötzlichen Tod, besonders den Frauen, aber auch Schutz und Heil (*σώτειρα*, Sospita); sie ist arzneikundig und wendet Arzneien zur Heilung an. Auch ihr wird wegen ihrer Hilfe in Geburtsangelegenheiten der Beiname *εἰλείθυια*. Mit dem Monde in Zusammenhang gebracht, hat sie ebenfalls Einfluss auf das Gedeihen der Arzneikräuter.

Ich erinnere daran, dass der Kultus der grossen Götter- und Weltmutter in Hellas und später in Rom in widerwärtige Orgien ausartete, die in nichts mehr an die ursprüngliche hehre, verehrungswürdige Frauengestalt erinnern.

Des Apolls und der Koronis, der Tochter des Lapithenfürsten Phlegyas Sohn ist der Gott der Heilbeflissenen, Asklepias, der Aeskulap der Römer. Seine und seiner Gattin, der Schmerzlinderin Epione, also wohl ebenfalls einer Fachdilettantin, Töchter sind der Heilkundigen Schutzgöttinnen, die Hyg(i)ea, Gesundheit, und die Panakeia, die Allheilende.

Während wir von Hekate nur im allgemeinen hören, dass sie ihre pharmakologischen Kenntnisse in Hinsicht auf Zauber- uud Giftkunde spezialisierte, wissen wir von ihrer und, wenn wir Apollodor**) trauen wollen, des Aeetes Tochter direkt einzelne Thatsachen: Die *φαρμακίς*, die Zauberin Mede(i)a, die gelehrige Tochter ihrer Mutter (nach anderen Lesarten ist die Mutter die Okeanide Idyia) hilft dem Jason, der von seinem Vater geschickt war, das goldene

*) Strabo 17, 602.

**) 1, 9. 16 oder Schol. Apollon. Rhod. 3, 200.

Vliess zu holen und der ihre Liebe gewann, im Kampfe gegen die feuerschnaubenden Stiere durch ein Zaubermittel, das ihn gegen Feuer schützte und ihm später übernatürliche Kräfte gab*), damit er die aus den Drachenzähnen hervorgewachsenen Riesen besiegte. Später schläferte sie den das Vliess bewachenden Drachen durch ein Mittel ein, flieht mit Jason unter Mitnahme ihres Brüderchens, das sie zerstückelt und stückweise an's Ufer wirft, um den verfolgenden, schmerzgefolterten Vater durch das Sammeln und Bestatten der Reste des toten Lieblings aufzuhalten. Nach langer Fahrt zu Hause angelangt, findet Jason, der, um vor den Nachstellung seines Onkels Pelias gesichert zu sein, bei dem arzneikundigen Kentauren Cheiron auf dem Berge Pelion erzogen und wohl auch in Arzneikunde unterrichtet worden war, dass Pelias seinen Halbbruder Aison und dessen unmündigen Sohn Promachos ermordet hatte. Die ränkesüchtige Medea sinnt auf Rache. Sie überredet des Pelias Töchter, den Vater zu morden und zu zerstückeln, damit sie ihn verjüngt wieder erstehen lassen könne. Sie thun das, Medea aber weigert sich jetzt, ihr Versprechen zu erfüllen. Wohl vor Grauen wendet sich später Jason von Medea ab und will Krëusa (Glauke), die Tochter König Kreons von Korinth, ehelichen. Aus Eifersucht vergiftet darob Medea die Nebenbuhlerin und ihren Vater mit Hülfe eines vergifteten Gewandes und Diadems und mordet auch die Kinder.

Unerschöpflich ist die Phantasie des Volks und seiner Dichter, wenn es sich darum handelt, seine Lieblinge verklärend auszuschmücken oder die Gegenstände seines Hasses, seines Abscheus mit charakteristischen schaurigen Zuthaten zu umkleiden, und ins Ungemessene mag sie thätig gewesen sein, als es galt, das Bild der Hekate, der Medea, Frauen, deren Vorbilder sicherlich in Fleisch und Bein auf Erden wandelten und ihre Zeitgenossen durch Eigenschaften des Leibes und der Seele weit überragten, gottähnlich zu malen, d. h. sterbliche Menschen gottähnlich und doch nach eigenem Bilde auszugestalten. Wem ist mehr zu trauen, den Dichtern und Geschichtsschreibern, die die Unthaten mit zahlreichen Varianten, allerdings aber haarklein schildern, oder dem Palaiphatos, der etwa 400 Jahre

*) Apollodor. 1. 9, 23.

vor Christo in seiner ziemlich planlosen, seiner Zeit für Unterrichtszwecke vielbenutzten Mythenerklärung περὶ ἀπίστων (cap. 4) eine Ehrenrettung der Medeia versucht, und dem Stobaios, der etwa 800 Jahre später Diogenes von Sinope für sie eintreten lässt? Nach ihnen beiden ist Medea eine hervorragend kluge Frau gewesen, keine Giftmischerin. Sie hat schwache, kranke Menschen durch warme Bäder, darauffolgende Massage und gymnastische Übungen geschmeidig und kräftig zu machen verstanden. Sie hat die Kunst des Färbens und Schminkens gekannt und geübt. Diese Kenntnisse und ihre praktische Ausübung haben sie allein in den Ruf einer grausen Giftmischerin und Zauberin gebracht. Dieser Darstellung ist entgegenzuhalten, dass eine wohlthätige Verjüngungskur bei Jasons Brüderchen, ebensowenig Sinn gehabt hätte, wie bei dem von ihr gehassten Pelias und der eifersüchtig verfolgten Krëusa, und dass kaum anzunehmen ist, dass die Sage, selbst wenn sie noch so geschäftig gewesen wäre, Medeas wohlwollende Bestrebungen in das völlige Gegenteil verkehrt, dass sie die heilende, liebreich schmerzlindernde Frau in die grausige, mordlustige Megäre verunstaltet haben sollte.

Die dritte Dame aus der Familie ist Kirke, nach Homer und Hesiod die Tochter des Helios und der Perse(is), des Aeetes und der Pasiphae Schwester und der Medea Tante, nach andern des Aeetes und der Hekate Tochter, also der Medea Schwester. Nach Diodor soll sie ihren Gemahl, den König der Sarmaten, mit Gift ermordet, des Gatten Reich dann so grausam regiert haben, dass das Volk sie vertrieb. Mit ihren Gefährtinnen floh sie zu Schiff nach einer wüsten Insel. Strabo erzählt, dass auf der Pharmakusen-Insel bei Salamis ein Grabmal von ihr existiert habe. Gleich der Medea soll sie strahlend schön gewesen sein und hohe Geistesgaben besessen haben. Hervorragend sollen ihre Kenntnisse in der Arznei- und noch mehr in der Giftbereitung gewesen sein, und als berüchtigte Giftmischerin soll man sie gefürchtet haben. Ihre Kenntnisse hatte sie von ihrer Mutter Hekate, und ihr Streben ging dahin, sie weiter zu vervollkommnen, so dass ihres Gleichen nicht zu finden war. (Diodor.) Homer erzählt, dass sie die unvorsichtigen und ungehorsamen Gefährten des Dulders Odysseus durch Zaubertränke verwirrt und in Schweine verzaubert habe. Wie weit sie die Macht des schönen Weibes, wie weit sie die Kraft ihrer Gifte und Zauber-

künste ausspielte, um die Männer zu kirren, bleibe dahingestellt. Horaz steht dem Weibe Kirke pessimistisch gegenüber. Er singt (Epistolae I, 2, ad Lollium, 25):

Quae si cum sociis stultus (Ulysses) cupidusque bibisset,
Sub domina meretrice fuisset turpis et excors.

Noch ein viertes Familienglied, die eben genannte Schwester der Kirke, Pasiphae, ist als Kennerin der narkotischen Kräuter und als Giftmischerin berüchtigt. Die Nachrichten über Pasiphae, die offenbar auf eine geschichtlich beglaubigte Person zurückgehen, verwirren sich. Es ist im allgemeinen gleichgiltig, ob sie identisch ist mit der Gattin des Königs Minos, der Poseidon unnatürliche Liebe zu dem aus den Fluten entstiegenen Stier einpflanzte und sie Mutter des stierköpfigen Ungeheuers, des Minotauros, werden liess, oder ob sie die wegen ihrer Gaben berühmte Laconische Seherin Pasiphae war. Von beiden werden gleiche Unthaten berichtet. Auch ihren Gemahl bezauberte Pasiphae nach Apollodor aus Eifersucht in schauderhafter Weise.

An dieser Stelle muss auch der Anguitia, der Schlangengöttin der am See Fucinus wohnenden Marser und Marrubier, gedacht werden, die später als Schwester der Medea und Kirke angesehen, teilweise identisch mit der Medea gehalten wurde. Glückliche Kuren sollen sie so berühmt gemacht haben, dass man ihr göttliche Verehrung zollte. Sie kannte die Wirkung von vielen Gegengiften und die Schlangenbändigung durch Kräuter und Zauberworte*) und war als Zauberin gefürchtet.**)

Auch noch auf mythischem Boden steht die Königin Polydamna, die Gemahlin des ägyptischen Königs Thon***). Sie kennt die Heilkraft mancher Pflanze, das φάρμακον νηπενθές, den Trank der

*) Silius Italicus, VIII, 499.

**) Vergil. Aeneis VII, 759.

***) Odyssee, IV 219—232.:

Aber ein andres ersann nun Helena, Tochter Kronions.
Schnell in den Wein warf jene, wovon sie tranken, ein Mittel,
Kummer zu tilgen und Groll und jeglicher Leiden Gedächtnis — — —
Solcherlei Würze der Kunst hat Helena, Tochter Kronions,
Heilsamer Kraft, die einst die Gemahlin Thons, Polydamna,
Ihr in Aegyptos geschenkt, wo viel die nährende Erde
Trägt der Würze zu guter und viel zu schädlicher Mischung.

Vergessenheit, den sie der Helena giebt, damit sie des Telemachos Schmerz um seinen Vater und das Elend seines Hauses damit bekämpfe und beruhige.*)

Auch chirurgisch thätig sind Göttinnen. Dione stillt ihrer Tochter, der schaumgeborenen Aphrodite, hervorströmendes Blut, als sie im Kampfe verwundet wird, durch Ausdrücken und lindert mit zarter Hand ihren Schmerz.**)

Noch von einer andern Frau, die sich mit Arzneikunde beschäftigte, berichtet Homer. Die blonde Gattin des Helden Mylios, Agmede, kennt Arzneikräuter, die Mutter Erde hervorbringt.***) Höchstwahrscheinlich ist sie mit des Arsinoos Tochter von Tenedos, Hekamede, identisch, von der in Buch XIV der Odyssee erzählt wird, dass sie des verwundeten Machaon Blut mit lauwarmem Wasser abgewaschen habe, und mit Perimede, von der Properz berichtet.

Wir wenden uns jetzt historischen Zeiten zu. Die Geburtshilfe, wenigstens die einfachere, und die Behandlung von Frauenkrankheiten lag bis zur Zeit des Hippokrates, also etwa bis 500 v. Chr., lediglich in der Hand von Frauen, μαῖαι, ἰατρομαῖαι, ἰατρῖναι†), unter denen sich solche von einer gewissen angesehenen Stellung befinden.

---

*) Völlig der Phantasie des Dichters zu entspringen scheint die Sage von den medicinisch-pharmakologischen Kenntnissen von Oinone, der Tochter des Flussgottes Kebren, die bis zu dem Richterspruch über den Besitz des Erisapfels mit dem Hirten Paris auf dem Ida in idyllischer Ehe lebte. Kurz vor Trojas Eroberung von Philoktetes durch einen Pfeil des Herakles verwundet, kehrt Paris zu seiner verlassenen Gattin, Heilung suchend, zurück. Über seine Treulosigkeit aufgebracht, weigert Oinone ihm die erbetene und einst versprochene, ihr allein mögliche Hilfe. Paris geht nach Troja zurück und stirbt, ehe Oinone, die reuig dem immer noch geliebten ehemaligen Gatten nacheilt, ihm Hilfe bringen kann. Ovid lässt sie in seinen „Heroiden" Paris zurufen:

Gütigen Herzens belohnte Apoll mich mit ärztlichen Gaben — — —
Mein ist die Kenntnis von kräftigen Kräutern und heilenden Wurzeln,
All' was hervorbringt die Welt, Alles gehorcht meiner Macht!
O, welch' Unglück! Warum ist Lieb' nicht auch heilbar durch Kräuter! —

Oinone vergisst unter dem Einfluss des aus Liebe entstandenen Hasses ihre Gattin- und Ärztepflicht.

**) Ilias V, 130 ff.

***) Ilias XI, 741.

†) Homer; Hippocrates in de morbis mulierum etc.

So wird die durch ihren Sohn Sokrates unsterblich gewordene Phainarete als angesehene, ernst und streng denkende Hebamme genannt. Diese Frauen übernahmen, wie noch jetzt, die niedrigeren Hilfeleistungen, versuchten die Kindslage durch passende Massage zu verbessern, vergewisserten sich über vorhandene Gravidität, murmelten die üblichen Beschwörungsformeln während des Geburtsaktes, behandelten Frauenkrankheiten — betrieben nebenbei aber auch das lichtscheue Gewerbe des Handels mit Abortivmitteln und sie gaben leichtsinnigen Mädchen für einige Zeit Unterschlupf und kuppelten auf Verlangen, ganz wie es auch jetzt noch gelegentlich geschieht. Der Kerameikos, die Töpfer-Vorstadt im Nordwesten Athens, bewohnt von der ärmeren Bevölkerung und Begräbnisplatz verdienter Krieger, des Miltiades, Cimon, Thucydides, ist auch der Wohnort solcher Helferinnen, meist phrygischer und thessalischer Abkunft, die Liebestränke schachern und Schlaftränke brauen für Frauen, die ihren Mann betäuben wollen, um sich ungestört mit ihren Liebhabern Stelldichein zu geben. Der Unfug wurde so gross, dass schon Lykurg (817) und Solon (600 v. Chr.) mit energischen Verordnungen diesen ehrvergessenen Weibern zu Leibe gehen mussten, um den Handel mit Gifttränken und die Verbrechen gegen das keimende Leben einzuschränken.*)

Vorteilhafter stachen die wirklichen Ärztinnen gegen diese verworfene Gesellschaft ab. Eine Aspasia (ob sie mit der geistreichen Freundin des Perikles identisch ist, die eine Hetärenschule gründete, in der schöne Mädchen auch geistig erzogen wurden, damit sie den Männern, allerdings unter Drangabe peinlich gehüteter Frauenehre auch in der Welt des Geistes Gefährtinnen sein und Ansehen und Ruhm gleich der Thais, Rhodopis, Thargalia u. s. w. erwerben konnten, ist ungewiss), deren Schriften über Geburtshilfe verloren gegangen sind, trotzdem sie von Aëtius von Amida (543 v. Chr.) gesammelt worden sein sollen, und eine Artemisia sind Spezialistinnen vor allem in Kosmetik, überschritten aber, freier Liebe sich hingebend**), die Grenzen, die auch die damalige Zeit den Frauen, in Bezug auf die Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeiten, vielleicht zu eng, setzte,

*) Dufour, histoire de la prostitution I 218.

**) Baas, Grundriss 72.

damit aber auch das Hetärentum grosszog und bis zu einem gewissen Grade entschuldbar machte.

Eine Namensschwester der letztgenannten ist die Gattin des Königs von Karien, Mausolus. Eine hingebende aber energische Frau, nimmt sie am Zuge des Xerxes Teil, kämpft tapfer in der Schlacht bei Salamis und ist nach dem Tode des tiefbetrauerten Gatten, dessen Name durch das ihm gewidmete prachtvolle Grabmal auf die Nachwelt gekommen ist, eine kurze Zeit, 353—51, Selbstherrscherin über Halicarnassus und andere kleinasiatische Städte. Sie ist eine eifrige Arzneibeflissene, studiert die Heilkräfte der Pflanzen, und ist (wenn nicht etwa die Artemis Lucina) die Pathin der bekannten Compositenfamilie Artemisia.

Frauen war das Studium und die Ausübung der Arzneikunst, Männern dagegen, um das Zartgefühl der Frauen zu schonen, Geburtshilfe (ausser in schweren Fällen, die im allgemeinen den Tod von Mutter und Kind infolge grauenhaftester Eingriffe zur Folge gehabt haben dürften), verboten. Es lässt sich denken, dass es grosses Aufsehen erregte, als man in Alexandria einen Arzt anklagte, weil er sich, unter dem Vorgeben, sie zu entbinden, bei Frauen einschliche, um sie zu verführen. Vor dem Gericht bekannte der Angeklagte, dass er ein Weib mit Namen Agnodike sei, und, um das Gesetz zu hintergehen, verkleidet des berühmten Arztes H(i)erophilus, des Leibarztes von Seleucus Nicator (gegen 304 v. Chr.), Vorlesungen besucht habe, um sich zum Helfer ihrer Geschlechtsgenossinnen auszubilden. In Anerkennung dieses heroischen Strebens soll dieser Ärztin, auf die die Frauen stolz zu sein allen Grund hätten, die Erlaubnis zum weiteren Studieren und Praktizieren gegeben worden sein — wenn nicht alles dafür spräche, dass die Erzählung in das Reich der Fabeln zu versetzen sei.*)

Noch einer Frau ist zu gedenken, die auf höchster Stufe der Macht stand, ihrer körperlichen und geistigen Gaben wegen bewundert und angestaunt wurde, wegen des verderblichen Gebrauchs derselben aber auch sich gefallen lassen musste, gerichtet und verdammt zu werden. Es ist die Gemahlin des Antonius, die Freundin Cäsars, die berühmte und berüchtigte Kleopatra, deren Person

*) Hyginus, fabulae 274.

allerdings nicht genügend sicher gestellt ist (es giebt eine Menge Ptolemäer-Königinnen und -Königstöchter desselben Namens.) Die Alchymisten nennen sie eine der ihrigen, weil sie von einem Priester und Alchymisten Komanos oder Komarios unterrichtet worden sein soll, ferner bei dem renommistischen Auflösen der bekannten kostbaren Perle in Essig chemische Kennntnisse gezeigt habe, und weil die „lebenslustige Dame, trotzdem sie sich angenehmer zu vergnügen wusste, ein chymisches Fragment geschrieben haben soll, das ein galanter Dieb aus der Pariser Bibliothek als Reliquie einer schönen Frau entwendet hat", wie Schmieder in der „Geschichte der Alchymie" S. 40 erzählt. Man schreibt ihr aber auch ein verloren gegangenes Buch, *κοσμετικῶν βίβλιον* (darin wahrscheinlich das von Paulus von Aegina angeführte Buch über haarkräuselnde Mittel) zu. Lüring*) hat Vorschriften von kosmetischen und anderen Mitteln gesammelt, als deren Erfinderin Kleopatra in anderen gleichzeitigen oder späteren Schriften angeführt wird. Auch Galen erwähnt eine Kleopatra, — vielleicht ist sie mit der genanntsn Tochter des Ptolemaios Auletes nicht identisch — aus deren Büchern einiges in das „Gynaeciarium sive de mulierum affectibus commentarii" (Basileae 1586) von Caspar Adolph übernommen worden ist. Dass Kleopatra alle Gaben, die Mutter Natur ihr verschwenderisch mit auf den Weg gegeben, mit ausserordentlicher weiblicher Spitzfindigkeit zu erhalten und zu vergrössern trachtete, dass sie alle Mittel der Kosmetik kannte und verwandte, ist ohne weiteres anzunehmen, ebenso, dass ihr Lebenswandel ihr reichliche Gelegenheit gab, Erfahrungen in den Erscheinungen des sexualen Lebens zu sammeln und sie zwang, darauf zu sinnen, unliebsame Störungen, die ihre Macht über den Mann beeinträchtigen mussten, zu hintertreiben oder zu beseitigen. Dass sie Zeit fand, diese Kenntnisse zu vertiefen, zu sammeln und aufzuzeichnen, zeugt von unerhörter Energie und Arbeitskraft; dass sie sich nicht scheute, die in erster Reihe am eigenen Körper gemachten Erfahrungen preiszugeben, allerdings auch von einer, sagen wir Vorurteilsfreiheit, die wir bei einer Kleopatra voraussetzen, bei einer heutigen Frau aber nicht gerade schön finden würden. Plutarch und Plinius (hist. nat.

*) Inauguraldissertation 1888, Leipzig, Breitkopf & Härtel.

XXI c. B.) berichten, dass Kleopatra, als sie nach des Antonius Tode sich auf absteigender Lebenslinie sah, mit allen möglichen Sorten von Giften experimentierte und z. B. auch an einem Sklaven die Wirkung von vergiftetem Weine versuchte — um im äusserstem Falle in der Lage zu sein, sich selbst durch einen schnellen und schmerzlosen Tod dem irdischer Richter zu entziehen. Ihr Ende stellt in der That ihren toxikologischen Kenntnissen auch ein gutes Zeugnis aus.

Derselben Zeit gehört auch die ziemlich problematische Pamphyle an. Nach den einen soll sie aus Epidaurus, nach den andern aus Ägypten stammen. Als Tochter des Arztes Soteridas soll sie selbst sehr gelehrt gewesen sein und in langjähriger Ehe mit Sokraditas alles, was sie im Umgang mit ihm und anderen Gelehrten erfahren, in einem Buch von 33 Kapiteln *σύμμικτα ἱστορικὰ ὑπομνήματα* gesammelt, im übrigen auch ein Werk *ὑπὸ ἀφροδισίων* verfasst haben. Die Werke dieser Frau werden von Dionysios ihrem Vater zugeschrieben.

Eine Forschungsreise, die österreichische Archäologen vor wenig Jahren unternahmen, hat die Spuren einer andern, vorher nur dem Namen nach bekannten Ärztin aufgedeckt. Auf dem Trümmerfeld der altlykischen Stadt Tlos ergrub man eine Statuenbasis, die offenbar aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts stammend, berichtet:

„Antiochis, die Tochter des Diodotos aus Tlos, deren ärztliche Empyrie von Rat und Gemeinde der Stadt Tlos beglaubigt wird, hat sich das ihr zuerkannte Standbild auf eigene Kosten errichten lassen.“**)

Von dieser Ärztin kennen wir einige Salbenrezepte, die Galen in sein Buch *περὶ συνδέσεως φαρμάκων* aufgenommen hat. Sonst werden ärztliche Grossthaten von ihr nicht berichtet. Mit ihrer posthumen ärztlichen Reklame steht Antiochis unter ihren Kolleginnen einzig da. Die Sitte, schon bei Lebzeiten Grabmäler zu bestellen, die die Thaten männlicher Ärzte auf die Nachwelt bringen sollten, war eine vielfach verbreitete und Petronius z. B., in seinem Gastmahl des Trimalchio, verspottet den Augenoperateur P. Decimius Eros Merula, der in niedriger Eitelkeit ver-

*) Collectio Salernitana ossia documenti inediti etc., pubblicati a cura di de Renzi I 62.

**) Dr. Maas in der Frankfurter Zeitung 1898. No. 184.

kündet, dass er, abgesehen von unendlich vielen Legaten für öffentliche Zwecke, 20 Millionen Sesterzen ausgegeben habe. Antiochis wird neben ihrer auf das Auge der Mitmenschen gemünzten weiblichen Eitelkeit wohl mit der Ausübung des den Männern vorbehaltenen Berufes auch den Fehler männlicher Ruhmsucht angenommen haben. Kaum dürfte sie auf das Beiwort „aussergewöhnlich" Anspruch gehabt haben, denn Corneille hat doch Recht, dass erst,

Quand une femme a le don de se taire,
Elle a des qualités au dessus du vulgaire.

Das neue Rom ähnelte dem alten Hellas, das ihm in jeder Beziehung vorbildlich war, auch in Bezug auf Götterlehre. Es führte zu weit, darauf des Näheren einzugehen, es genügt, darauf hinzuweisen, dass wir die Pallas Athene in der Gestalt der „Minerva medica" wiederfinden, dass aus der Artemis, aus der Eileythyia die Diana, Juno oder Hera Lucina wird, dass hier wie dort über diese verwandtschaftlichen Verhältnisse der Götter nicht geringe Unklarheit herrscht, und dass man ihnen Eigenschaften und Machtbefugnisse zuteilt, die wenig mit denen übereinstimmen, die christlicher Glaube als Attribut der Gottheit annimmt.

In der niedrig zwischen Coelius und Esquilinus gelegenen Suburra finden wir den Kerameikos von Athen wieder. Da wohnt die professionelle Giftmischerin Lucusta, die der Agrippina giftige Schwämme lieferte, um ihren Gatten Claudius aus dem Wege zu räumen*), und dort fand Caesonia sicher die Quelle, um Hippomane zu erstehen, mit der sie Caligula zu rasender Liebe zwang. Dort wohnten die Sagae, die sprachlichen Vorläufer der „sages-femmes", von denen einige Horaz auf die Nachwelt gebracht hat: die grause Canidia, die von Lesbos eingewanderte Hebamme Salpe, die Sotira, von der ein Manuskript über die Fieber der Gebärenden in Florenz aufbewahrt werden soll, die Elephantis, offenbar eine von den vielen eingewanderten Griechinnen, die nach Plinius über Abortivmittel, nach Galen über kosmetische Mittel geschrieben haben soll, und die wohl identisch mit der Schriftstellerin ist, die sich**) durch den schlüpfrigen Ton ihrer, alle möglichen Arten der Wollust

*) Juvenal, I, 71.
**) Sueton, Tib. 43.

behandelnden Schriften berüchtigt gemacht hat, sowie die aus Theben stammende Olympias, von der Plinius einige Mittel für Frauenkrankheiten zitiert. Alle machten es zum lohnenden Nebenberuf, den vornehmen Damen, die im Interesse ihrer Schönheit nicht gebären, oder die die Folgen ihres lüderlichen Lebens verbergen wollten, Abortivmittel zu geben.*) Sie kochen in lindem Wein von Cales giftige Kröten für junge Frauen, die ihre impotenten, greisenhaften Männer vergiften wollten, sie setzten Kinder, unbequeme Zeugen begangener Fehltritte, oder weil ihre Pflege den Lebensgenuss hinderte, in der Nähe der Kloake aus oder schoben fremde unter — und denunzierten schnöden Doppelgewinnes halber dann die Klientin. Sie kochten Schlaftränke für den Gatten: damit er nicht merke die Gattin,

„die früh morgens das Haus schon verliess und zurück in der Nacht kommt
mit feuchttriefendem Gazegewand, das verdächtig zerknüllt ist,
wild mit verworrenem Haar, rotglühend an Ohren und Antlitz.“**)

Unschuldig dagegen erscheinen ihre Dienste im Reiche der Kosmetik. Sie formten Mundpastillen aus wohlriechender und zusammenziehender Myrrhe und anderen Stoffen (Martial).

„um zu verbergen den Wein, den Fescennia gestern zu viel trank“ oder um die Ausschweifung der Saufeja, die sich eines Mischkrugs bediente, der 8 Mass (ca. 9 Liter) zu fassen vermochte***) zu verheimlichen; sie machten aus Oesypum eine Gesichtssalbe:

„diesem Mittel entströmte ein Duft, wie den Tüchern des Phineus“,†) oder Diapasmen zum Einpudern des Gesichts und Waschpulver, Lomenta, aus vegetabilischen Pulvern und alkalischem Aphronitrum, oder Poppäapomade, welche die Klientin zu Hause zur Verschönerung des Teints so dick aufträgt, dass von vielem Teig

„ . . . . ist dick das Gesicht und dass
daran kleben die Lippen des unglücksel'gen Gemahls fest,
doch bei dem Fühlen erscheint mit gewaschener Haut sie!“††)

Gegen diese Sagae treten die „Medicae“ völlig in den Hinter-

*) Juvenal. VII, 393. Vergl. auch meine Kosmetik in Virchow-Holtzendorfs Vorträgen.

**) Ebds. XI, 187.

***) Juvenal. VI. u. XII, 43.

†) Ovid, Heilmittel d. Liebe, 333.

††) Juvenal VI, 451 f.

grund. Sie bedurften einer Art Konzession, genossen manche Vorrechte und waren in eine Zunft vereint, der die „nobilitas" verliehen wurde. Ein Kollegium von fünf Medicae entschied zweifelhafte Gravidität (vgl. S. 49). Häufig sind Grabsteine, die der „contubernali" oder der „conjugi bene merenti", — nicht der Medica — gesetzt wurden. Scribonius Largus spricht von den glücklichen Epilepsie-Kuren einer Ärztin; Galen lobt der Fabulla Lybica oder Livia vortreffliche Behandlung von Gicht und Wassersucht*) mittels eines weichen Harzpflasters nach, und Kaiser Valentinians II. (oder Gratians) Archiater Theodorus Priscianus widmete einige von seinen Schriften im vierten Jahrhundert einer Obstetrix Salvina mit dem Beinamen Victoria, die er in einer Vorrede als in Frauenkrankheiten besonders gewandt und tüchtig rühmt. Dass irgend eine der genannten Damen über das Niveau der gewöhnlichen Hebamme oder Ärztin sich erhoben hätte, wird sonst nirgends bezeugt. Der ärztliche Beruf wurde offenbar nur ganz ausnahmsweise von Frauen ausgeübt.

Ehe ich auf klassischem Boden weiter gehe, eine kurze Exkursion nach dem Lande unserer Urväter oder unserer germanischen Stammesgenossen! Wie im Orient erzählen auch hier die ältesten Überlieferungen von Frauen oder Mädchen, die, so gut es eben gehen wollte, instinktiv oder nach uralten Überlieferungen unter Beobachtung abergläubischer Zuthat Wunden verbanden, ihren in Kindesnöten kreisenden Genossinnen halfen und Krankheiten behandelten. Dankerfüllt achtete man ihre Kunst hoch**), mass ihnen, bei denen reine, schöne Nächstenliebe die erklärliche Scheu des Weibes vor den Schrecken der Wunde bekämpfte, so dass sie „nec numerare aut plagas exsugere pavent"***), göttliches oder prophetisches Wesen bei und in kluger Voraussicht der dadurch erlangten höheren suggestiven Macht umgaben sich diese Gelegenheits-Priesterärztinnen mit dem Nimbus göttlichen Wesens.†) Die Sagas, Walas, Idis, die ihre Thätigkeit in weltabgeschiedene, dunkle, grauenerregende, tiefe Schluchten verlegten und sich mit dem

*) De compositione medicamentor. lib. IX und X.
**) Klesse, Antiquitates, September 1882.
***) Tacitus, Germania.
†) Sneedorf, samlede Skrifter I 39.

behandelnden Schriften berüchtigt gemacht hat, sowie die aus Theben stammende Olympias, von der Plinius einige Mittel für Frauenkrankheiten zitiert. Alle machten es zum lohnenden Nebenberuf, den vornehmen Damen, die im Interesse ihrer Schönheit nicht gebären, oder die die Folgen ihres lüderlichen Lebens verbergen wollten, Abortivmittel zu geben.*) Sie kochen in lindem Wein von Cales giftige Kröten für junge Frauen, die ihre impotenten, greisenhaften Männer vergiften wollten, sie setzten Kinder, unbequeme Zeugen begangener Fehltritte, oder weil ihre Pflege den Lebensgenuss hinderte, in der Nähe der Kloake aus oder schoben fremde unter — und denunzierten schnöden Doppelgewinnes halber dann die Klientin. Sie kochten Schlaftränke für den Gatten: damit er nicht merke die Gattin,

„die früh morgens das Haus schon verliess und zurück in der Nacht kommt
mit feuchttriefendem Gazegewand, das verdächtig zerknüllt ist,
wild mit verworrenem Haar, rotglühend an Ohren und Antlitz."**)

Unschuldig dagegen erscheinen ihre Dienste im Reiche der Kosmetik. Sie formten Mundpastillen aus wohlriechender und zusammenziehender Myrrhe und anderen Stoffen (Martial).

„um zu verbergen den Wein, den Fescennia gestern zu viel trank" oder um die Ausschweifung der Saufeja, die sich eines Mischkrugs bediente, der 8 Mass (ca. 9 Liter) zu fassen vermochte***) zu verheimlichen; sie machten aus Oesypum eine Gesichtssalbe:

„diesem Mittel entströmte ein Duft, wie den Tüchern des Phineus",†) oder Diapasmen zum Einpudern des Gesichts und Waschpulver, Lomenta, aus vegetabilischen Pulvern und alkalischem Aphronitrum, oder Poppäapomade, welche die Klientin zu Hause zur Verschönerung des Teints so dick aufträgt, dass von vielem Teig

„ . . . ist dick das Gesicht und dass
daran kleben die Lippen des unglücksel'gen Gemahls fest,
doch bei dem Buhlen erscheint mit gewaschener Haut sie!"††)

Gegen diese Sagae treten die „Medicae" völlig in den Hinter-

---

*) Juvenal, VII, 595. Vergl. auch meine Kosmetik in Virchow-Holtzendorfs Vorträgen.

**) Ebds. XI, 187.

***) Juvenal, VI. u. XII, 45.

†) Ovid, Heilmittel d. Liebe, 355.

††) Juvenal VI, 451 f.

grund. Sie bedurften einer Art Konzession, genossen manche Vorrechte und waren in eine Zunft vereint, der die „nobilitas" verliehen wurde. Ein Kollegium von fünf Medicae entschied zweifelhafte Gravidität (vgl. S. 49). Häufig sind Grabsteine, die der „contubernali" oder der „conjugi bene merenti", — nicht der Medica — gesetzt wurden. Scribonius Largus spricht von den glücklichen Epilepsie-Kuren einer Ärztin; Galen lobt der Fabulla Lybica oder Livia vortreffliche Behandlung von Gicht und Wassersucht*) mittels eines weichen Harzpflasters nach, und Kaiser Valentinians II. (oder Gratians) Archiater Theodorus Priscianus widmete einige von seinen Schriften im vierten Jahrhundert einer Obstetrix Salvina mit dem Beinamen Victoria, die er in einer Vorrede als in Frauenkrankheiten besonders gewandt und tüchtig rühmt. Dass irgend eine der genannten Damen über das Niveau der gewöhnlichen Hebamme oder Ärztin sich erhoben hätte, wird sonst nirgends bezeugt. Der ärztliche Beruf wurde offenbar nur ganz ausnahmsweise von Frauen ausgeübt.

Ehe ich auf klassischem Boden weiter gehe, eine kurze Exkursion nach dem Lande unserer Urväter oder unserer germanischen Stammesgenossen! Wie im Orient erzählen auch hier die ältesten Überlieferungen von Frauen oder Mädchen, die, so gut es eben gehen wollte, instinktiv oder nach uralten Überlieferungen unter Beobachtung abergläubischer Zuthat Wunden verbanden, ihren in Kindesnöten kreisenden Genossinnen halfen und Krankheiten behandelten. Dankerfüllt achtete man ihre Kunst hoch**), mass ihnen, bei denen reine, schöne Nächstenliebe die erklärliche Scheu des Weibes vor den Schrecken der Wunde bekämpfte, so dass sie „nec numerare aut plagas exsugere pavent"***), göttliches oder prophetisches Wesen bei und in kluger Voraussicht der dadurch erlangten höheren suggestiven Macht umgaben sich diese Gelegenheits-Priesterärztinnen mit dem Nimbus göttlichen Wesens.†) Die Sagas, Walas, Idis, die ihre Thätigkeit in weltabgeschiedene, dunkle, grauenerregende, tiefe Schluchten verlegten und sich mit dem

*) De compositione medicamentor. lib. IX und X.
**) Klesse, Antiquitates, September 1882.
***) Tacitus, Germania.
†) Sneedorf, samlede Skrifter I 39.

ganzen, uns von der Wolfsschlucht im Freischütz oder von der Waldfrau in Scheffels Ekkehard her geläufigen Beiwerk von Totenbeinen, Eulen u. s. w. umgaben — als besonders angesehen überliefert uns Tacitus in seiner „Germania“ die Velena und Albruna —, teilen bald ihre Funktionen mit den Priestern, den Druiden, beim sieghaften Vordringen des Christentums mit den christlichen Geistlichen.

Nach der Edda (F. 30) ist unter dem mächtigen Göttergeschlecht der Asen Eyra die Ärztin der Götter, die beste (*hon er läkener best*); Fricco ruft man um Kindersegen an, Holla, um Gebärenden beizustehen; Idun, Bragis Gattin, ist die Hüterin der Äpfel oder eines apfelförmigen Medikaments aus heiligen und Heilkräutern, die den Göttern ewige Jugend gewährleisten sollten. An die Hilfe warmherziger, heilkundiger Göttin erinnert „unserer lieben Frau Bettstroh“, d. h. die ursprünglich der Freya, dann der, ihre Funktionen beim Einzug des Christentums übernehmenden Jungfrau Maria heilige Herba Galii veri, wovon noch jetzt Kreisenden zur Erleichterung der Geburtsarbeit ein Bündel in's Bett gelegt wird; an die Frau und Priesterin gemahnt das ähnlich verwandte „Hemd der heiligen Brigitta“. Unter dem letzgedachten Namen werden zwei geistliche Frauen genannt: eine Schottin, etwa aus dem fünften Jahrhundert, und eine Schwedin, die Tochter des Fürsten Birgher aus dem vierzehnten Jahrhundert. Beiden werden Kenntnisse geheimer Künste, natürlicher Magie, überirdischer prophetischer Gaben und der Heilwissenschaft nachgerühmt. Weiter lesen wir, dass Wigla ihren ohnmächtigen Gatten Beowulf, den König der Geaten (etwa 449) im jetzigen schwedischen Goetaland, wiederholt mit kaltem Wasser besprengte, um ihn aus Todesschlaf ins Leben zurückzurufen.

Bei den alten Preussen war Laima die Göttin der Gebärenden und Unfruchtbaren, welch letzteren ein Stück von der Haut der heiligen Schlange dienlich sein sollte. Gittina brachte schmerz- und qualvollen Tod. Analoges finden wir in der sagenhaften Geschichte der drei Töchter Kroks, dessen hervorragendste Tochter Libussa seine Nachfolgerin auf dem Throne, Gründerin von Prag (gegen 700) und Stammmutter der Przemysliden (bis 1306) wurde, während Kascha (Brela) „sich vornehmlich auf Kräuterkunde legte, wie in der Vorwelt Medea. Sie kannte die verborgenen Kräfte derselben, wusste wirksames Gift und Gegengift daraus zu ziehen

und den unsichtbaren Mächten Wohlgeruch und Ekelgeruch daraus zu bereiten" — wie unser Jugendfreund, der biedere Musaeus, in seinen berückenden Märchen schildert. Nicht aber begnügte sie sich mit der Ausübung der Heilkunst. „Sie brauchte ihre Kenntnisse ganz wie Fräulein Medea im Sinne schwarzer Zauberei. Sie verstand die Kunst, den unsichtbaren Mächten Wohlgeruch und Ekelgeruch zu bereiten. Wenn ihre Rauchpfanne dampfte, lockte sie damit die Geister aus dem unermesslichen Raum des Äthers jenseits des Mondes herab und sie wurden ihr unterthan."

Bezeichnend für die Stellung der heilbeflissenen Frau in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ist ein Ausspruch des berühmten Epheser Frauenarztes Soranus, der im Anfang des zweiten Jahrhunderts wirkte und schrieb. Als Vorbedingung für eine Hebamme fordert er die Kenntnisse des Schreibens, Klugheit, Gedächtnis, Fleiss und Ausdauer, Sittlichkeit, Vollsinnigkeit, kräftige Konstitution. Eine ἄριστα μαῖα dagegen müsse in allen Zweigen der Heilkunst erfahren sein, um diätetische, chirurgische und pharmaceutische Verordnungen zu geben und um ihre Beobachtungen in logischen Zusammenhang bringen zu können. Wahrscheinlich fehlten diese Kenntnisse den Wehemüttern, die, mangelhaft empyrisch vorbereitet, im alten Schlendrian fortlebten. Dass die moderne Zeit ihre Ansprüche an die gedachten Heilkundigen womöglich noch ermässigte, dürfte wohl daran liegen, dass die gesetzgebenden Faktoren wohl von der Unerfüllbarkeit, besonders von Soranus letzter Forderung nach und nach überzeugt wurden.

Lange finden wir keine Frau, die zu Aesculaps Reich in näherer oder weiterer Beziehung steht. Erst die sagenumwobene Päpstin Johanna VIII., Frau Jutta, den Berichten nach 853 mit dem Purpur bekleidet, verdient eine Erwähnung. Angeblich in Mainz geboren, soll sie, von ihrem Geliebten nach Athen gebracht, dann in Rom, als Mann verkleidet, unter dem Namen Johannes Anglicus gelehrte Studien getrieben und zwischen Leo IV. (gestorben 855) und Benedict III. (gestorben 858) eine Zeit lang den erschlichenen Papststuhl innegehabt haben, bis sie auf einer Prozession zwischen Amphitheater und Clemenskirche in einer Gasse, die später gemieden wurde, durch ihre plötzliche Niederkunft ihr wahres Geschlecht ver-

riet. Durch diesen Zwischenfall soll sie unfreiwillig Anlass zur Einführung der „sella exploratoria" gegeben haben. Auf ihr wurde später jeder Papst erst auf sein Geschlecht untersucht. Die Sache ist wohl nur als eine Satyre auf die unter Johann X. bis Johann XII. (von 914—963) herrschende, die Frauen keinenfalls weniger wie die Männer beschämende Pornokratie aufzufassen. Der Gebrauch eines Geburts- oder Untersuchungs-Stuhls war schon den alten Ägyptern bekannt und gewohnt.*)

In dieselbe Zeit fällt die Gründung der hochberühmten „civitas Hippocratica" von Salerno, die, in ihren Einrichtungen vorbildlich für die späteren und noch jetzt üblichen „Universitäten", das Studium aller für die Heilkunst nötigen Disziplinen möglich machte und ihre Schüler und vereinzelte Schülerinnen *rite* promovieren liess. Nach Prof. Giacosa scheint letztere Funktion vom zwölften Jahrhundert ab zur Hauptsache geworden nnd die wirkliche Lehrthätigkeit nach Neapel überführt worden zu sein. Nicht allzu verwunderlich erscheint es, dass die weiblichen Angehörigen der, anfänglich übrigens wohl zumeist geistlichen Professoren Interesse für die Wissenschaften bezeugten, dass ihnen, wenn überhaupt, so doch wohl nur ganz ausnahmsweise, das Studium gestattet wurde, und dass einige wenige von ihnen, was allein bezeugt ist, diplomiert wurden. Letztere Ehrenbezeugung kann übrigens recht wohl auf Courtoisie, auf Rücksicht für ihre Schönheit, ihre Familie etc.**) zurückgeführt werden. Im „Regimen Scholae Salernitanae" wird, nebenbei gesagt, auch über das Pfuschertum (des Priesters und) der Frau geklagt:

Fingunt se medicos omnes: idiota, sacerdos,
Miles, mercator, cerdo, nutrix, orator.

Dass, wie de Renzi annimmt, Frauenkrankheiten in jener Zeit in Italien, selbst in Salernos Umgegend, nur von Frauen behandelt wurden, ist doch wohl kaum glaublich. Die Kraft der wenigen „mulieres Salernitanae", die allein als Ärztinnen bezeugt sind, hätte diese Arbeitslast weit überschritten. Die Annahme steht auch mit der in Franciscas Diplom (s. unten) erwähnten Ausnahmestellung der Ärztinnen in völligem Widerspruch.

*) Froriep, theoret.-prakt. Handbuch der Geburtshilfe 1818—22, und Döllinger, Papstsagen.

**) Vergl. die Artikel Calanda und Francisca!

Zeitlich die erste und die bedeutenste Priesterin der medizinischen Wissenschaften ist Trotula, wie de Renzi*) feststellt, aus dem berühmten salernitaner Hause der Ruggiero stammend, Gattin von Johannes Platearius dem Älteren und Mutter von Mathaeus Platearius, der besonders durch sein pharmakognostisch unendlich interessantes „Liber de simplici medicina" (noch bekannter unter den Anfangsworten desselben: „Circa instans") sich bleibenden Ruhm erworben hat. Trotulas Hauptwirksamkeit wird in die Mitte des elften Jahrhunderts fallen.

Sie ist Spezialistin in allem, was die Frau angeht. Von ihren Kenntnissen und Erfahrungen giebt ein Buch Kunde, das unter dem Titel „De mulieris passionibus ante, in et post partum, cum reliquis partui item inservientibus, liber experimentalis mirificus" oft nachgedruckt ist (z. B. Lipsiae 1778 in 8°). In Breslau und München existieren Handschriften dieses interessanten Werkes, das offenbar von einem späteren Arzt aus den im Original verlorenen Werken der „magistra operis", als welche sie angeführt wird, zusammengetragen oder ausgezogen ist. Im Kapitel „de ornatu et partium ejus atque facie de albanda" giebt sie Vorschriften für Parfümerien, Haarfärbe-, Haarbeförderungs- und Enthaarungsmittel und Schminken, „quibus utuntur" die trotz ihrer Wissenschaft also doch noch auf ihre Reize nicht verzichtenden mulieres Salernitanae. Sie giebt die Vorschrift für eine Salbe „contra pustulas faciei ex aëre similiter contra maculas et excoriationes faciei", für ein Psilothrum aus Mastix und Olibanum, mit dem sich die „nobiles Salernitanae" die unbequemen Härchen ausrissen**), und anderseits erzählt sie, dass „tam viri quam mulieres ferunt muscum in suis capillis, caute ne ab aliquo videatur", dass man also, um den Haarmangel zu verdecken, „Moosunterlagen" trug.

An anderer Stelle reproduziert sie die Vorschrift für ein Augenpulver des Magister Geraldus, das einem Greise, „qui annis duodecim usus fuit specillis vitreis", um grosse Buchstaben zu lesen, die volle Sehkraft wiedergab, so dass er „toto tempore vitae suae vidit et legit literas minutissimas."

---

*) Salvatore de Renzi, Collectio Salernitana I, 149 ff.

**) Vergl. meine Kosmetik a. a. O.

Im übrigen ist ihr Werk ein Hebammenbuch, das das damalige Wissen und Können widerspiegelt. Trotula oder Trottola, wie sie auch von Baccio in „de Scriptor. Reg. Neapol." genannt wird, geht aber in holder Fürsorge für ihre Geschlechtsgenossinnen, die sich in damaliger Zeit in einer Zwangslage befanden, gegen die das jetzt schon so beklagte Überwiegen von 1 Million Frauen auf 50 Millionen Männer gar nicht in Betracht kommt, doch wohl etwas zu weit. Sie schreibt „de cancro, de inflatione virgae virilis et testiculorum foramina multo cum excoriatione." Des längern verbreitet sie sich „de impedimento conceptionis" und erklärt, „si vitio viri impediatur, fit defectu spiritus sperma impellentis aut defectu spermaticae humiditatis aut defectu caloris." Weil sie „propter verecundiam et conditionis fragilitatem non audent angustias suarum aegritudinum medico revelare", giebt sie „miseranda illarum calamitate" den Frauen Anweisung zur Applikation eines „pessarium in modum virgae virilis" bei „retentio menstruorum" und den „crassis et gracilibus mulieribus, quae cum voluntatem habent coeundi et non coeunt", freundlichen Rat, damit sie nicht „gravem aegritudinem occurrunt". Sie weiss auch Mittel, den „Klapperstorch ad libitum" zu bestellen, und wie abstossend der „foetor oris" wirkt. Sie giebt eine Vorschrift für Mundpillen mit auf den Weg: „id ego laudo, ut mulier teneat hoc medicamen sub lingua, die et noctu, et maxime, quando debet coire cum alio!"

Das Jahr 1085 macht uns mit einer hochgestellten Schülerin der schon weitberühmten Schule Salernos bekannt. Orderico Vitale*) berichtet von Sichelgaita, der Tochter des Herzogs Gaimar von Salerno und Schwester Gisulfos II., dem Robert Guiscard das Herzogtum raubte, dass sie auf dieser Schule speziell im Gebrauche der Gifte unterrichtet wurde, und dass sie Boemund, ihren Stiefsohn, der vom Vater zur Heilung seiner Wunden nach Salerno geschickt war, mit einem narkotischen Trank vergiftet habe, sowie dass später Robert, ihr Gatte ebenfalls durch Gift von ihr ermordet worden sei.

Von der Thätigkeit der Chirurgin Franziska, Gattin von

---

*) Orderic. Vitalis Uticensis Monachi Ecclesiastii. Histor. lib. III, nach de Renzi I, 122.

Mattheus de Romana, sind keine Berichte aufbewahrt worden. Aus einem Dokument im königlichen Archiv*) geht nur hervor, dass diese Frau am 10. September 1321 von Herzog Karl von Calabrien die Erlaubnis zur Ausübung der Chirurgie erhalten hat. Ich gebe die in Betracht kommenden Stellen der betreffenden Schrift wieder. Sie zeigen, dass es den herrschenden Anschauungen widersprach, Frauen den Zutritt zu Versammlungen von Männern zu gestatten, weil man Übergriffe (von welcher Seite her, lässt die betreffende Stelle nicht unanfechtbar erkennen) fürchtete. Der Hinweis auf die den Frauen gegebene Erlaubnis der Ausübung der Heikunst, (weil sie geeigneter seien, Frauenkrankheiten zu behandeln) und auf die Herrscherpflicht der Erhaltung der „Honestas morum" scheint mir doch darauf hinzudeuten, dass Herzog Karl es für nötig hielt, der offenbar ungewöhnlichen Ernennung der Gattin des seinem Hause jedenfalls recht nahe stehenden Mattheus der Universität gegenüber zu rechtfertigen. Auch jetzt noch werden Doktorinnen „honoris causa" aus sehr löblichen Gründen kreïert, die aber oft mit der Wissenschaft nur oberflächlich zusammenhängen.

Es sollen in Salerno noch einige andere Frauen studiert haben, aber ein Jahrhundert vergeht, bis wieder eine Ärztin genannt wird. Constanza Calenda ist die Tochter Salvatores Calenda, der unter der langen und abenteuerreichen Regierung der sittenlosen Johanna II. von Neapel das bescheidene Salerno mit dem stolzen Neapel vertauschte, dort 1415 geadelt und zu der Königin „medicus fidelis et familiaris und zum expensor pecuniae juris utriusque sigilli

---

*) de Renzi III, S. 338. Die Urkunde lautet in ihrer eigentümlichen Rechtschreibung: In actionibus nostris utilitati publice . . . honestatem morum . . . conservamus. Sane Francisca . . . in Regia Curia presens exposuit quod ipsa circa principale exercitium cirurgie sufficiens circumspecto in talibus judicio reputatur. Propter quod excellentie nostre supplicavit attentius, ut licentiam sibi dignaremus concedere in arte hujusmodi practicandi. Quia . . . lucide inventum est, quod Francisca praefata fidelis est et de genere orta fidelium ac examinata per medicos Regios paternos nostrosque chirurgicos, in eadem arte cirurgie tamquam ydiota sufficiens est inventa licet alienum sit feminis conventibus interesse virorum, ne in matronalis pudoris contumelia irruant et primum culpam vetite transgressionis incurrant. Quia tamen de juris indicto medicine officium mulieribus est concessum expedienter attendo quod ad mulieres curandas egrotas de honestate morum viris femine sunt aptiores, nos . . . licentiam curandi . . . impartimus

ganzen, uns von der Wolfsschlucht im Freischütz oder von der Waldfrau in Scheffels Ekkehard her geläufigen Beiwerk von Totenbeinen, Eulen u. s. w. umgaben — als besonders angesehen überliefert uns Tacitus in seiner „Germania“ die Velena und Albruna —, teilen bald ihre Funktionen mit den Priestern, den Druiden, beim sieghaften Vordringen des Christentums mit den christlichen Geistlichen.

Nach der Edda (F. 30) ist unter dem mächtigen Göttergeschlecht der Asen Eyra die Ärztin der Götter, die beste (*hon er läkener best*); Fricco ruft man um Kindersegen an, Holla, um Gebärenden beizustehen; Idun, Bragis Gattin, ist die Hüterin der Äpfel oder eines apfelförmigen Medikaments aus heiligen und Heilkräutern, die den Göttern ewige Jugend gewährleisten sollten. An die Hilfe warmherziger, heilkundiger Göttin erinnert „unserer lieben Frau Bettstroh“, d. h. die ursprünglich der Freya, dann der, ihre Funktionen beim Einzug des Christentums übernehmenden Jungfrau Maria heilige Herba Galii veri, wovon noch jetzt Kreisenden zur Erleichterung der Geburtsarbeit ein Bündel in's Bett gelegt wird; an die Frau und Priesterin gemahnt das ähnlich verwandte „Hemd der heiligen Brigitta“. Unter dem letztgedachten Namen werden zwei geistliche Frauen genannt: eine Schottin, etwa aus dem fünften Jahrhundert, und eine Schwedin, die Tochter des Fürsten Birgher aus dem vierzehnten Jahrhundert. Beiden werden Kenntnisse geheimer Künste, natürlicher Magie, überirdischer prophetischer Gaben und der Heilwissenschaft nachgerühmt. Weiter lesen wir, dass Wigla ihren ohnmächtigen Gatten Beowulf, den König der Geaten (etwa 449) im jetzigen schwedischen Goetaland, wiederholt mit kaltem Wasser besprengte, um ihn aus Todesschlaf ins Leben zurückzurufen.

Bei den alten Preussen war Laima die Göttin der Gebärenden und Unfruchtbaren, welch letzteren ein Stück von der Haut der heiligen Schlange dienlich sein sollte. Gittina brachte schmerz- und qualvollen Tod. Analoges finden wir in der sagenhaften Geschichte der drei Töchter Kroks, dessen hervorragendste Tochter Libussa seine Nachfolgerin auf dem Throne, Gründerin von Prag (gegen 700) und Stammmutter der Przemysliden (bis 1306) wurde, während Kascha (Brela) „sich vornehmlich auf Kräuterkunde legte, wie in der Vorwelt Medea. Sie kannte die verborgenen Kräfte derselben, wusste wirksames Gift und Gegengift daraus zu ziehen

und den unsichtbaren Mächten Wohlgeruch und Ekelgeruch daraus zu bereiten" — wie unser Jugendfreund, der biedere Musaeus, in seinen berückenden Märchen schildert. Nicht aber begnügte sie sich mit der Ausübung der Heilkunst. „Sie brauchte ihre Kenntnisse ganz wie Fräulein Medea im Sinne schwarzer Zauberei. Sie verstand die Kunst, den unsichtbaren Mächten Wohlgeruch und Ekelgeruch zu bereiten. Wenn ihre Rauchpfanne dampfte, lockte sie damit die Geister aus dem unermesslichen Raum des Äthers jenseits des Mondes herab und sie wurden ihr unterthan."

Bezeichnend für die Stellung der heilbeflissenen Frau in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ist ein Ausspruch des berühmten Epheser Frauenarztes Soranus, der im Anfang des zweiten Jahrhunderts wirkte und schrieb. Als Vorbedingung für eine Hebamme fordert er die Kenntnisse des Schreibens, Klugheit, Gedächtnis, Fleiss und Ausdauer, Sittlichkeit, Vollsinnigkeit, kräftige Konstitution. Eine ἄριστα μαῖα dagegen müsse in allen Zweigen der Heilkunst erfahren sein, um diätetische, chirurgische und pharmaceutische Verordnungen zu geben und um ihre Beobachtungen in logischen Zusammenhang bringen zu können. Wahrscheinlich fehlten diese Kenntnisse den Wehemüttern, die, mangelhaft empyrisch vorbereitet, im alten Schlendrian fortlebten. Dass die moderne Zeit ihre Ansprüche an die gedachten Heilkundigen womöglich noch ermässigte, dürfte wohl daran liegen, dass die gesetzgebenden Faktoren wohl von der Unerfüllbarkeit, besonders von Soranus letzter Forderung nach und nach überzeugt wurden.

Lange finden wir keine Frau, die zu Aesculaps Reich in näherer oder weiterer Beziehung steht. Erst die sagenumwobene Päpstin Johanna VIII., Frau Jutta, den Berichten nach 853 mit dem Purpur bekleidet, verdient eine Erwähnung. Angeblich in Mainz geboren, soll sie, von ihrem Geliebten nach Athen gebracht, dann in Rom, als Mann verkleidet, unter dem Namen Johannes Anglicus gelehrte Studien getrieben und zwischen Leo IV. (gestorben 855) und Benedict III. (gestorben 858) eine Zeit lang den erschlichenen Papststuhl innegehabt haben, bis sie auf einer Prozession zwischen Amphitheater und Clemenskirche in einer Gasse, die später gemieden wurde, durch ihre plötzliche Niederkunft ihr wahres Geschlecht ver-

krankheiten, bedingt durch die masslose Unzucht, eine Folge wieder des fabelhaften Missverhältnisses zwischen Mann und Weib (1 auf 7). Eine weitere Folge dieses Missverhältnisses war eine unerhörte Zunahme der Nonnenklöster, die nicht nur von entsagenden Himmelsbräuten bevölkert wurden, sondern die auch als „ultimum refugium" und bequemer Unterschlupf von manchen unlauteren Elementen aufgesucht worden sein dürften, die im Schutz der Klostergemeinschaft ungestraft und mit Auswahl sträflich weiter zu wandeln, sich vorgenommen hatten, und die wohl auch von den Geistlichen ausgiebig befriedigt wurden.*) Um dem grenzenlosen Elend und Unfug zu steuern, stehen gottbegnadete Männer auf. Robert v. Arbrissel eifert gegen die Schmach der öffentlichen Häuser und versucht durch Anleitung zu „geistiger Buhlschaft" die zuchtlosen Frauen zur Sitte zurückzuführen, Nikolaus III. und Ludwig gründen später, im XIII. Jahrhundert, den Orden der „Reuerinnen", der „albae dominae" oder „filiae dei", denen doch eine gewisse Auswahl bei ihrem Thun zustand.**) Trotzdem ziehen noch lange „fahrende Weiber" und „treibende Mädchen" auf Jahrmärkten, Reichstagen und Kirchenversammlungen herum, um sich preiszugeben und Geld zu verdienen. Als „schöne Frauen" verdangen sie sich geistlichen Herren als „focariae."***) Man vereinte sie in weltliche Orden mit festen Satzungen, man errichtete, auch aus hygienischen Gründen, „offenbare Häuser", stellte sie unter die Geistlichkeit (in Italien), unter eine selbstgewählte „abadessa", unter den Scharfrichter, unter städtische Beamte oder deren

*) Vgl. Bischof Thierry de Niem, Sekretär Urbans VI. (1378—89). (Aus Ploss, Das Weib, II. 544):

Fornicantur quamplures hujusmodi monialium cum eisdem suis praelatis ac monachis et conversis, et iisdem monasteriis parturiunt filios et filias, quos ab eisdem praelatis etc. fornicarie seu ex incesto coitu conceperunt — — — et, quod miserandum est, nonnullae — — aliquos foetus earum mortificant et infantes in lucem editos trucidant.

O quot luxuriae! o quot sodomiae! o quot fornicationes!

Clamant latrinae latibula ubi sunt pueri suffocati! (Praedicant Barlette.)

Utinam audiremus voces puerorum in tarlinis projectorum et in fluminibus.

Cum Sanctimoniali per machinam fornicans —

Sanctimonialis foemina cum sanctimoniali per machinamentum polluta, septem annos! (Thesaurus.)

**) Rivii historia monaster. occident. c. 71, p. 103.

***) du Cange, Glossar.

Frauen, unter Unternehmer, und man verwandte skrupellos darauf gelegte Steuern oder Zehnten auch zum Wohl der Kirche.

Dies vorausgeschickt, lesen sich manche von Hildegards pharmakologischen Anmerkungen und medizinischen Vorschriften etwas harmloser, ja, man muss zugeben, dass sie in jede Pharmakologie, wie z. B. die von Oribasius aus dem IV. Jahrhundert, die Berendes*) zum Vergleich anzieht, gehören. Zieht man aber in Betracht, dass die „Physica" der frommen Äbtissin, die aufgewachsen, wie wir oben sahen, fern vom Getriebe der Welt, im Banne enger Klostermauern, kaum je in der Lage gewesen sein kann, ein männliches Wesen zu sehen, in allererster Reihe für die Klosterfrauen geschrieben war, denen Keuschheit höchste Pflicht ist, und deren Nichtachtung einer sittenstrengen Äbtissin wohl Ausschliessung der Sünderin zu Pflicht gemacht hätte, so kann das Urteil nicht so milde lauten, wie es Berendes fällt. Einige Leseblüten werden zur Bildung eines eigenen Urteils genügen.

Bei „Papaver" (I 196 oder II 69.) giebt Hildegard an, dass die „semina pruriginem prohibent", mit anderen Worten, die „libido" verhindern.

Bei Myrrha (I 167) oder „arbor Myrrhae" (III 7) sagt Hildegard, dass sie hilft bei dem, „quem libido invadit", und dass sie „libidinem ab homine depellit."

Dass die „libido" auch wahrhaft fromme Klosterschwestern ergreift, halte ich für völlig begreiflich und entschuldbar. „Versuchungen des Teufels" sind uns ja von unserem Religionsstifter bekannt, sie plagten den heiligen Augustinus, der „Gott sei bei uns" erschien Luther. „Naturam expellas furca tamen usque recurret", wie Horaz sagt, und ich gebe mit Berendes zu, dass es, wenn auch sicher unangenehme Pflicht der Äbtissin war, solchen Eventualitäten entgegenzutreten. Nicht genug damit, sieht sich die h. Hildegardis aber bei „Agrimonia" (I 114 oder III 123) bemüssigt, anzugeben, dass „si homo de libidine aut incontinentia leprosus**) efficitur" wenn ein Mensch

*) Berendes, die Physica der heil. Hildegard.

**) Sprengel ist der Ansicht, dass thatsächlich vor dem bösen Geschenk aus der neuen Welt, der wirklichen Syphilis, in der alten Welt mindestens syphilisähnliche Krankheiten in Menge grassiert haben und ich erinnere an ein Citat aus Trotulas Werken.

auf Grund seines Lebenswandels eine Geschlechtskrankheit acquiriert hat, er Bäder nehmen solle, bestehend aus einem Infusum von Agrimonia und „menstruum sanguineum quantum habere poterit.“*)

Das grosse befremdende Interesse der Verfasserin für jene Spezialität verrät sich bei dem grossen Artikel über die Fische, die gelegentlich, ganz wie der „homo pecoribus se commisceus“, ihre Natur verleugnen, und bei den episch breiten Beschreibungen der, im Grunde den Mediziner oder Pharmakologen wenig interessierenden, Paarungsvorgängen der meisten Tiere. Komisch nebenbei mutet die kindliche Erzählung von der enormen Ausbildung des Geruchsinnes des Bären an: er riecht die „libido“ eines Menschen auf eine halbe Meile Entfernung! Noch niedlicher, fast an das bekannte Rezept zum Löwenfang in der Sahara erinnernd, ist die von ihr erwähnte Methode zum Fang des Einhorns, ausgedacht von einem „Philosophen“. Er hatte bemerkt, dass das Fabelwesen beim Anblick eines schönen jungen Mädchens wie versteinert dastand. Er riet, die dem schönen Geschlecht dargebrachte Huldigung zu benutzen, und siehe da, es gelang mit Leichtigkeit, dem durch Weiberschönheit geköderten Tiere eine Schlinge über den Kopf zu werfen.

Sehen wir in Hildegard die Frau, die ex professo sich mit Heilkunde beschäftigt, so tritt uns in der Gemahlin Roberts, Sohnes Wilhelms des Eroberers (geb. 1060, von der englischen Thronfolge ausgeschlossen und seit 1087 Herzog von der Normandie), das Beispiel eines Weibes entgegen, das aus reinster, schönster Gattenliebe alles thut, alles leidet ihres Gatten wegen. Auf den Rat der

---

*) Letztere Ordination hält Berendes („die Physica der heil. Hildegard“) nicht mit dem jungfräulichen Zartgefühl und dem keuschen Sinn Hildegards vereinbar. Ich kann ihm hierin nicht beipflichten und halte die Empfehlung des Menstrualblutes, das noch 1669 in dem Schröder'schen „Thesaurus pharmacologicus“ aufgenommen ist und von jeher eine ganz bedeutende Rolle in der Volksmedizin spielte und spielt, für absolut harmlos gegen die vorweg zitierten Stellen und die z. B. unter Ruta, III 29. Sie empfiehlt selbe, „si homo aliquis ita in delectatione commovetur, quod sperma in articulum emissionis peruenit, sed tamen intra in corp(or)e aliquo modo retenta fuerit et inde infirmari coeperit“ oder „si quis homo comederit (geschwächt wird).“ Noch intimere Kenntnis sexueller Vorgänge verrät im Abschnitt über „Bäume“ das Kapitel 29: „Corylus“. Er hilft dem „masculus, qui diffluentem naturam seminis sui habet, ita quod ad prolem non germinat etc.“

Schola Salernitana, die ihm ihr berühmtes Werk „Regimen Scholae Salernitanae" gewidmet haben soll, saugte die hingebende Gattin nächtlicher Weile die Wunde aus, die er von einem giftigen Saracenen-Pfeil bei der Belagerung Jerusalems davongetragen hatte. Er und sein Bruder Heinrich hatten ihr Land verpfändet, um an dem ersten Kreuzzug teilzunehmen, sie stiessen in Konstantinopel mit dem Heere Gottfrieds von Bouillon zusammen und kämpften von da an siegreich mit. Trotz aller Mühe wollte Roberts Wunde nicht heilen. Der Herzog wollte niemand der Gefahr eigener Vergiftung aussetzen und widersetzte sich dem Rate der Salernitaner Koryphäen, die nur auf diese Art das Gift beseitigen zu können erklärten, und in rührender Liebe betrog die Gattin den schlafenden Herzog.*)

Reiner Nächstenliebe entspringt auch die für uns wichtige Thätigkeit der, wegen ihres bewundernswerten Lebenswandels bald nach ihrem 1033 erfolgten Tode von Innocenz III. heilig gesprochenen Gemahlin Kaiser Heinrichs II., der Tochter Siegfrieds von Luxemburg, Cunigundis. Kinderlos — es wird berichtet, der wegen seiner Frömmigkeit und seiner Regententugenden einst hoch gelobte Kaiser hätte mit ihr in Josephsehe gelebt! — konzentrierte sich ihr Sinnen und Denken auf Werke der Barmherzigkeit und des Friedens. Nach einer Stelle in der von Reuss besorgten Ausgabe von „Walafridi Strabonis Hortulus" scheint sie die erste gewesen zu sein, die Süssholz in dieser Gegend baute: „Culturam Liquiritiae primum saeculi undecimi initio in agro Bambergensi instituit sancta Cunigundis imperatrix." Das nach ihr benannte Cunigundenkraut, die „Herba Eupatorii cannabini", jetzt obsolet, bringt vielleicht über kurz oder lang eine neue Heilrichtung in die Mode und hilft ihrer Pathin, die nach schwerem Herzeleid — sie musste trotz schon erwähnter Kinderlosigkeit ihre eheliche Treue durch die Feuerprobe 1024 darthun — nach ihres Gemahls Tod in stiller Zurückgezogenheit im Kloster Kaufungen Anfang 1031 starb, aber am 3. März in Bamberg an der Seite des Kaisers beigesetzt wurde, zu neuer Ehre.

Mehr nach der chirurgischen Seite hin scheint Liutgarde, Gemahlin Konrads des Grossen, Markgrafen von Meissen 1125—1156, sich bethätigt zu haben. Es wird in dem „Chronicon montis sereni"

---

*) Schmidt, Taschenbuch der Entstehung der Apotheken, III 9.

von ihr berichtet, dass sie zur Ader gelassen habe. Die gleiche niedere chirurgische Thätigkeit betrieb auch, offenbar unter einem gewissen Zulauf gewerbsmässig eine schwedische Nonne Margarethe Lassadottir (Lassas Tochter). Ihres Thuns wird in dem „Diarium vadstenense 1402" gedacht und es unter die „opera servilia" gerechnet.*)

Nur verwandtschaftliche Beziehungen, noch dazu mit einer subalternen Medizinalperson, bringen eine andere Frau, deren ich doch wohl gedenken muss, um möglichst vollständig zu sein, mit der Heilkunst zusammen. Ich erinnere an des Baders Peter Bernauer wunderholdes Töchterlein Agnes. Der Zauber, den „der Engel von Augsburg" ausübt, ist so gross, dass er alle Welt gefangen nahm und sie selbst zwingt, um nicht aufzufallen und durch das Angestarrtwerden zu öffentlichem Ärgernis Veranlassung zu geben, in stiller Verborgenheit zu leben. Einmaliges Sehen nimmt Albrechts III., Herzogs von Bayern, Herz und Sinnen so für sie ein, dass er in heftiger Liebe für sie entbrennt und sie trotz alles Abratens seiner Freunde 1432 heimlich ehelicht. In seiner Abwesenheit wird die Unschuldige auf des Schwiegervaters, Herzog Ernsts von Bayern Anstiften erst wegen „Unzucht mit einer Jungfrau" verhaftet, dann der Zauberei beschuldigt und 1435 von der Donaubrücke bei Straubing in die Flut gestürzt. Häufig dramatisch bearbeitet, ist die Geschichte der rührenden Frauengestalt besonders durch Hebbel, der, beiläufig gesagt, seinen Freunden, den Apothekern Franz Hahn und Schacht in Wesselburen, manche geistige Anregung und Belehrung verdankt, volkstümlich geworden.

In etwas gleicht Philippine Welser der vorgenannten. Sie ist Nichte von Bartholomäus Welser, der in Gemeinschaft mit dem nicht minder berühmten Handels- und Industriefürsten Fugger (dem zeitweiligen Patron von Paracelsus) Karl V. 12 Tonnen Goldes leihen konnte, und der Geheimer Rat des Fürsten wurde, in dessen Lande die Sonne nicht unterging. Von den Reizen der hochbegabten und unendlich unterrichteten Jungfrau bezaubert, warb Erzherzog Ferdinand von Österreich um ihre Hand und

*) Bergius von Stockholm p. 235 nach Sprengel, Versuch einer pragmat. Gesch. II 482.

im Geheimen wurde das Paar 1550 getraut. Nur kurz war das Glück der schliesslich von Kaiser Ferdinand I. anerkannten und zur Freiin von Zinnenberg erhobenen Dame. Sie starb schon am 28. April 1580. Nach dem Zeugnis ihrer Zeitgenossen besass Philippine Welser, als welche sie durch ein Schauspiel von O. v. Redwitz volksthümlich geworden, eine reich ausgestattete Apotheke, nahm selbst an der Arzneibereitung teil und legte ihre Erfahrung in einem, zum grössten Teil von ihr selbst niedergeschriebenen Rezeptbuch nieder, das in der Wiener Hofburgbibliothek aufbewahrt wird. Dass sie übrigens, ganz wie eine andere Fürstin, von der noch später die Rede sein wird, keineswegs verschmähte, sich auch dem Dienst der Küche mit Hingebung zu widmen, geht daraus hervor, dass auch ein Kochbuch von ihr existiert, eines der ältesten seinesgleichen.

Sozial nicht so hoch steht Frau Siegbrit Willums, eine Bergener Krämersfrau, spätere Freundin und Beraterin des bösen Christian II., Königs von Dänemark, der durch die Stockholmer Bluthochzeit am 8. bis 10. Nov. 1520 Schweden gewinnen wollte und für immer verlor. Vermählt mit Elisabeth, der Schwester Karls V., zog er doch die Freundschaft von Siegbrits Tochter, der bekannten schönen Düweke, die er 1507 in Bergen kennen gelernt hatte, vor. Trotz aller Anfeindungen der auf die niedriggeborenen Günstlinge eifersüchtigen Adelspartei, die Düwekes 1517 erfolgten plötzlichen Tod auf dem Gewissen haben soll, blieb er ihr treu und behielt auch später noch die offenbar hochbegabte und für des Landes Vorteil treu sorgende Mutter der Geliebten als Beraterin. Auch in Arzneikunde soll sie wohl erfahren gewesen sein. Zahlreiche glückliche Kuren werden ihr nachgerühmt, und ihrem Streben sollen die dänischen Apotheker viele Freiheiten zu verdanken haben. Thatsächlich stammen aus jener Zeit manche Privilegien. Der König selbst gab sich mit Heilkunde ab und bemühte sich, berühmte Apotheker aus fernen Ländern für sein Land zu gewinnen. Vielleicht steht der nur wenig spätere Kopenhagener Apotheker Willums zu Frau Siegbrit in verwandtschaftlichem Verhältnis. Jedenfalls fällt er durch die Ähnlichkeit des Namens auf.*)

Wir sind im Zeitalter der Alchymie! Nicht nur die Fürsten

*) Schmidt, histor. Taschenbuch, II, 15 f., 148.

warfen ihre Blicke auf die schöne Kunst, die versprach, aus unedlem, billigem Metall lauteres Gold zu machen, das sie, bar der geregelten Einnahmen des modernen Staats, instand setzte, ihren kostspieligen Leidenschaften zu fröhnen, sondern auch den Fürstinnen imponierten die gewandt auftretenden, goldene Berge versprechenden fahrenden Goldmacher — „am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles!“ Weibliche Eitelkeit hoffte auf wunderbar gleissenden Schmuck, werkthätige Liebe hoffte aber auch, mit der Wundertinktur eigenes oder fremdes Leid zu heilen und das Leben zu verlängern; weibliche Schlauheit und List — „es ist kaum List über Frauenlist“, sagt Sirach, 25, 18 — scheint allerdings häufig genug auch, zuerst hinter die Karten der Betrüger geblickt und dem anfangs vertrauensseligen Gatten schliesslich Misstrauen eingeflösst und zur Vorsicht geraten zu haben.

Christians III. von Dänemark Hof, an dem, beiläufig gesagt, im Norden zuerst die Reformation eingeführt wurde, scheint nur Liebhaberei für Heilkunst und Heilkunde gehabt zu haben. Christian ist der Stifter der eigentlichen medizinischen Facultät unter Morsianus Direktion; er gründet verschiedene Apotheken, er nimmt Willum Uno 1536 als Hofapotheker in sein Palais und bedingt sich gute „Gesellen“ aus, die ihn nötigenfalls auf Reisen begleiten sollen.*) Kein Wunder, dass die Königin, die einen Leibarzt, Dr. Cornelius von der Hamfort, offenbar einen Holländer, hatte, sowie ihre Töchter Interesse an den Arbeiten in ihrer Apotheke nahmen. Es ist besonders Prinzessin Anna, die der Heilkunde und der etwa seit einem Jahrhundert in der Regel davon abgetrennten Arzneibereitung ihre ganze Aufmerksamkeit widmete. Als sie, sechzehnjährig, im Jahre 1548 dem Manne ihrer Wahl, August, dem nachmaligen Kurfürsten, nach Sachsen folgte, befand sich in ihrem Gefolge — charakteristisch auch für die sozialen Verhältnisse der Zeit! — auf einem Wagen der Leibarzt mit dem Schneider und Lautenmeister, auf dem zweiten der Apotheker mit dem Kellerknecht, dem Trompeter und dem Prädikanten.**) Monatelang befand sich Hamfort in Dresden, und mit ihm besprach sie eingehend die Wirkung und die Zusammen-

*) Pantoppidan, origines Hafnienses. Schmidt, II 17.
**) Schmidt, a. a. O. II 61.

setzung von Pillen, die noch heute eine begehrte Spezialität der Hofapotheke sind, und nahm auch regen Anteil an den alchymistischen Arbeiten ihres Gemahls, der in seinem Laboratorium, dem „Goldhaus", eifrig arbeitete, bis er die Meisterschaft erlangt zu haben glaubte. „Mutter Annas" Laboratorium im Fasanengarten zu Annaburg wird von Kunkel „als in Europa nicht seines gleichen findend" gerühmt, und zwei Alchymisten von zweifelhafter Berühmtheit, Benther und Schwertzer, hatte sie lange in ihrem Spezialdienst.

Ihre ganz besondere Liebhaberei neben ihrer bewundernswerten Sorge für den Haushalt war und blieb aber die Arzneikunde. Nach eignen Angaben liess sie für ihre Eltern einige Haus- und Reiseapotheken zusammenstellen; mit den Apotheken in Sachsen unzufrieden, und nicht im Stande, selbst noch die Geschäfte ihrer nach und nach vielbegehrten Hausapotheke zu besorgen, um ihren kränklichen Kindern gute Arznei zu gewährleisten, liess sie den berühmten Apotheker Johannes von der Linden, der schon der Privatapotheke von Kurfürst Moritz in Weissenfels vorgestanden hatte, kommen und übertrug ihm die Sorge für ihre Privatapotheke. 1560 übergab Linden sein Amt an Ottenbart, und 1579 wurde die Apotheke unter Andreas Peissker als Hofapotheke der öffentlichen Benutzung übergeben.*)

In dem Drange, zu helfen, verschmähte Anna, deren Beiname „Mutter" ihr schönster Ehrentitel ist, nicht, überall nach guten Rezepten herumzuhören und, statt bei gelehrten Ärzten, wie bei Dr. Paul Luther, einem Sohn des Reformators, und bei Dr. Ungnad, die ihr besonderes Vertrauen genossen, auch bei dem Heere der Kurpfuscher, Scharfrichter, Herboristen und klugen Frauen Rat zu erholen. Von dem Torgauer Scharfrichter erhielt sie eine Salbe gegen Gliederreissen aus „Menschenfeist und Bockunschlitt" und von der Schäferin Marg. Leuschner aus Bischofswerda „ein gut Mittel for das Auswachsen der Scholtern"; sie hielt auch andere selbstgeschaffene Leiden für schlimm genug, um nicht expectativ oder nach dem oft geübten Rezept „similia similibus" behandelt zu werden, und erfand ein „Rezept zu einer Latwerge oder Morselle, welche sehr gut und dienlich zu gebrauchen, wenn sich einer etwas mit

*) Caro, Geschichte der Hofapotheke in Dresden.

neuzeitlichen Bestrebungen der Grossstadt weichen musste. Wohl auf Empfehlung Thurneyssers oder durch eigene Bekanntschaft in Halle gewann sie 1605 den Apotheker Haubenschmidt, der die Stelle als Hofapotheker übernahm. Ihr Andenken bewahrt auf ihrem Sarkophage die Inschrif: „Pharmacopolia instituit instructissima, ut inde in morbis subditi in primis egeni remedia gratis peterent." Ein Ölgemälde von ihr in der Hofapotheke zeigt männliche, energische Züge und trägt die Unterschrift: „Wohlzuthun und mitzuteilen, vergesset nie, denn solche Dinge gefallen dem Herrn wohl." Beiläufig gesagt, spricht eine weitere Einrichtung für ihre Hilfsbereitschaft und ihren praktischen Blick: Um Berlin mit guter Milch zu versorgen, legte sie in der Kölnischen Vorstadt eine Meierei an, deren Milch auf dem „Molkenmarkt" verzapft wurde.

Noch eine dritte Hohenzollerin machte sich um Apothekengründung verdient: Die Gemahlin Herzogs Christoph von Württemberg (1550—68), Anna Marie, war eine Protektorin der Hofapotheke in Stuttgart unter Cyriacus Horn jun., dessen Grossvater i. J. 1500 von Herzog Ulrich als Hofapotheker angestellt wurde. Sie errichtete eine Stiftung, laut welcher die „ihr und ihrem Gemahl bekannten und von anderen Fürstlichkeiten mitgeteilten Arcana daselbst zubereitet, und die armen Kranken der Stadt unentgeltlich mit Arznei versehen werden sollten". Die Hofapotheke diente auch als Vorratskammer für die „Zugehörungen zum Konfekt, welches die Fürstinnen mit ihren Frauenzimmern selbst bereiteten".*) 21 Jahre nach des Gemahls Tode starb die bedauernswerte Fürstin in geistiger Umnachtung auf ihrem Witwensitz Nürtingen.

Eine vierte hohenzollernsche Fürstin, die sich wenigstens durch Gründung einer Apotheke um die Pharmazie wohl verdient machte, ist die zweite Gemahlin des Grossen Kurfürsten, die Gründerin der Dorotheenstadt in Berlin, Dorothea, die 1682 die sog. polnische Apotheke daselbst stiftete.

Von zwei weiteren Fürstinnen kann ich Ähnliches berichten. Es ist die Gemahlin Herzogs Philipps II., die 1560 eine Apotheke und einen Destillierofen in Hannover einrichtete,**) und die Gemahlin Herzogs Julius II. von Braunschweig, die

*) Clessler, Geschichte der Apotheken Stuttgarts in der „pharmaz. Post."

**) Gmelin, Geschichte der Chemie, I 337.

für ihr Gefolge eine Haus- und Hofapotheke besass und pflegte.*) Letztgenannter Fürst ging übrigens mit einer Frau, die seine Vorliebe für Alchymie zu ihrem Nutzen ausbeuten wollte, grausam in's Gericht: 1575 liess er die Alchymistin Anna Maria Ziegler, genannt Schlüter Ilsche, auf einem eisernen Stuhle verbrennen.**)

Den Kurfürstinnen Anna und Katharina gleicht die älteste Tochter der schon genannten wohlthätigen Herzogin Anna Marie und des edlen, frommen und ruhmvollen Herzogs Cristoph von Württemberg, Sabine, Gemahlin Wilhelms IV. von Hessen. Holdselig von Gestalt, sanft, bescheiden, eine hingebende Gattin und Mutter, deren höchstes Glück und schönster Schmuck die Liebe des Gatten war, strebte sie danach, der heiligen Elisabeth zu gleichen. Zart von Körper und pflegebedürftig, von ihrer Mutter in Arzneikunde und Krankenpflege unterwiesen, hatte sie oft Gelegenheit, ihr Wissen am Kranken- und Totenbett zarter Kinder zu erproben und sich an dem reichen Wissen ihres Gemahls, der wohl auch im Interesse seines Landes an die trügerischen Künste der Alchymisten dachte, ihnen aber, ebenso wie der Astrologie, skeptisch gegenüberstand, weiter zu bilden. Landgraf Wilhelm besass selbst ein vollständiges metallurgisches Laboratorium, für das er 1584 Probier- und Windöfen nach Rheinfels kommen liess, wo er seine reichen Mineralschätze selbst prüfte. Er verordnete seinem Feldherrn Friedrich von Rollhausen selbst Cardobenedicten-Pulver und -Wasser, „contra febrim" und befahl, „dass, was er an Syrupen, eingemachten Spezereien und gebranntem Wasser sonst brauche, aus dem Frauen-Zimmer geholt werde". Hier und in der Hofapotheke waltete die Fürstin selbst und bestimmte, dass armen Casselanern für alle Zeit Arznei gratis verabfolgt würde.***) 32 Jahre alt, starb die edle Frau im Jahre 1581. An ihre und ihres Gatten Thätigkeit und ihr arzneiwissenschaftliches Interesse erinnern reiche Bücherschätze der Landesbibliothek in Cassel.

Eine andere hessische Fürstin, die, wie ihr Günstling, der Marburger Professor und Autor des „Museum Museorum", Valentini, in der Vorrede zu diesem Werk versichert, „an den Schätzen der

*) Gmelin, Geschichte der Chemie, I 237.

**) Ebds. I 260, nach Beckmann, Gesch. d. Erfindungen, S. 404.

***) Rommel, Geschichte, V, 522, 772 etc.

Natur, als auch an gewissen, auserlesenen und durch die Erfahrung oft bewährten Arzneimitteln besonders hohes Vergnügen nahm", ist, wie ich hier schon vorweg nehmen will, die Landgräfin Elisabeth Dorothea. Ein wirklich eingehendes Interesse für die Arzneikunde scheint die hohe Gemahlin Landgraf Ludwigs VI. von Hessen-Darmstadt, eine geborene Coburger Prinzessin, die bis 1688 für ihren Sohn Ernst Ludwig die Regentschaft führte, nicht besessen zu haben.

Eine andere fürstliche Frau, die sich eingehend mit Arzneiwissenschaft beschäftigte, ist Eleonore Marie Rosalie, Herzogin von Jägerndorf und Troppau. Sie lebte in den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts. Reges Interesse für allgemeine Naturwissenschaften beseelte sie; stets die Feder in der Hand, sammelte sie alles, was ihr auch in medizinischer Beziehung wissenswert schien. Als Frucht ihrer Bestrebungen liess sie 1600 in Troppau erscheinen: „Sechs Bücher auserlesener Arzneien und Kunststücke für alle des menschlichen Leibes Gebrechen und Krankheiten". Später (1613) kamen in Zerbst, 1618 und 1709 in Leipzig, 1713 in Nürnberg neue Auflagen des Buches heraus, letztere beide unter dem modernisierten Titel „Aufgesprungener Granatapfel des christlichen Samariters oder eröffnete Geheimnisse vieler vortrefflicher Arzneimittel, nebst einer Diät und einem Kochbuch für Kranke". Ganz im Genre der vortrefflichen Hausmutter deutschen Ideals, „Mutter Anna", schätzte auch Herzogin Eleonore die Küche als Krankheitsverhüterin, und sicher haben ihre Bücher in den Laienkreisen, für die sie berechnet waren, vielen Segen gestiftet. Ob ein christlicher Samariter sich mit „Gebrechen des männlichen Gliedes" beschäftigen würde, ob er gegen „verlorene Mannschaft" eine „gebratene Elster" bereitete, ob er die Venusseuche, Geschwüre der Vorhaut, den Samenfluss in den Bereich seiner Thätigkeit gezogen hätte, überlasse ich dem Urteil des Lesers, ebenso wie die damalige Zeit das Interesse der hohen Frau für diese doch recht bedenklichen Männerkrankheiten begründet erscheinen lässt. Die Hinweise auf Ettmüller, Musitanus, Sydenham etc., Gelehrte des siebzehnten Jahrhunderts, machen allerdings (wenn sie nicht von „Verbessern und Vermehrern" herrühren) die Autorschaft wenigstens an meiner Ausgabe von 1713 fraglich. Letztere stammt übrigens, charakteristisch genug, aus dem ehemaligen Cistercienserkloster Leubus.

Als Wissenschafterin fühlte sich offenbar die Italienerin Isabella Cortese, die Chemie und Alchymie trieb und ihre Kenntnisse nach der Seite der Medizin und Kosmetik nutzbar machen wollte. Sie schrieb „Secreti medicinali artificiosi ed alchimici", die 1561 und später in Venedig erschienen und in's Lateinische und Deutsche übersetzt, 1592 und später in Hamburg herausgegeben wurden. Letztere Ausgabe unter dem viel versprechenden Titel: „Verborgene heimliche Künste und Wunder in der Alchymie, Medizin und Chirurgie" lag mir vor.

Von Corteses Weisheit erwähne ich nur, dass sie lehrte, „wie man einen ungestalten Leib an Mannes- und Frauenspersonen ausswendig nach italienischer Manier zihren und Jung schaffen soll". Dass sie Uterinbeschwerden durch eine Salbe aus Euphorbium, Zinnober etc. in drei Tagen heilen will, lässt ihre Kunst als mörderisch erscheinen; dass sie eine Vorschrift zur Beseitigung von Condylomen auf der Virga, beiläufig gesagt, mit Auripigment zu heilen empfiehlt, dass sie harmlos im Kapitel LV unter Vorschriften von Leim, Farben u. s. w. ein „Remedium ad virgam virilem, ut fiat dura" einschmuggelt, giebt der Lauterkeit ihrer Bestrebungen nicht eben ein gutes Zeugnis und wirft auf den Leserkreis der Frauen, an die sie sich wendet, auch nicht das beste Licht. Dass sie aber, neben „schönen Cyrop, Handschuhfarben und Riechäpfeln" etc., ein „Wasser, das Schlaffen machet" aus „Gaissmilch, 1 Lot Opium und Salatrumwurzel" empfiehlt, erinnert bedenklich an das Thun der antiken „Sagae."

Als ureigentliche Domäne der Frau in der Heilkunst wird von vornherein die Geburtshilfe anzusehen sein, wenngleich, wie Platner richtig sagt, zum allerersten Male der erste Mann geburtshilflich thätig war. Wir trafen auf unserer Wanderung durch die Jahrhunderte schon auf solche Helferinnen, die auf der Hochschule von Salerno gebildet waren. In Deutschland finde ich als erste erwähnt Margarethe Füsz geb. Schiefelbein, vom Jahre 1555—1625, die als Leibhebamme, wahrscheinlich einer Piastenfürstin, in Brieg in Schlesien lebte und so berühmt war, dass sie bis nach Dänemark berufen wurde.*) Völlig empyrisch, wahrscheinlich mit noch geringerer anatomischer Kenntnis versehen, wie sie jener Schweineschneider hatte, der in Deutschland suerst an seiner eigenen

*) Baas, Grundriss 420.

Frau mit glücklichem Erfolg den Kaiserschnitt probierte, dürfte sie ihr verantwortungsvolles Geschäft betrieben haben. Die erste, die wahrscheinlich von ihrem als Chirurg und Anatom berühmten Manne in den Grundlehren der Medizin unterichtet, die Geburtshilfe ausübte, ist die Frau von Fabricius von Hilden (Hildanus, 1560—1634), der in Bern praktizierte und das Werk „Nutzen und Notwendigkeit der Anatomey" schrieb.*) Sie, eine geborene Maria Colinetia, soll geraten haben, mit Hilfe eines Magneten einen Eisensplitter aus dem Auge zu ziehen — sicher ein Zeichen ihres anschlägigen Frauenkopfes. Frau Hilden soll auch eifrig, wie früher Soranus, für eine höhere Vorbildung der Hebammen eingetreten sein.**)

Um dieselbe Zeit praktizierten, wie Prosper Alpinus, Professor in Padua 1553—1617, der den venezianischen Konsul nach Kairo begleitete, berichtet, dort eine Menge weiblicher Specialfrauenärzte. Er sagt: Numerus tam virorum quam mulierum medentium in ea maxima urbe Cayri est infinitus — alii pudendorum, alii vesicae et alii uteri curant, in quibus morbis mulieres medicae viris praeferuntur. Quare fit, ut aegrotae medicas potius, ut a suis morbis curentur, quam medicos adhibeant. Thatsächlich dürfte diese Erscheinung weniger auf Rechnung des weiblichen Schamgefühls zu setzen sein, wie auf die muhamedanischen rituellen Vorschriften, die dem Manne den Eintritt in die Wohnräume der Frauen wehren. Aus rituellen Gründen ist 1897 in Alexandrien und in Bosnien die Anstellung von Staatsärztinnen beschlossen worden, die bei eingeborenen Frauen in Funktion zu treten haben, damit die Ausführung hygienischer Massnahmen ermöglicht wird. Wie es thatsächlich jetzt im Orient steht, lässt die Notiz von Baas***) vermuten: „In der Türkei accouchieren

*) Sprengel, a. a. O. IV, 603.

**) Dass das Durchschnittsmaterial der Hebammen thatsächlich ziemlich minderwertig gewesen sein muss, erhellt auch recht deutlich aus folgender Stelle in Ernstings „Nucleus totius medicinae" (Lemgo 1770). In dem Artikel Obstetrix klagt der gelehrte Herr: „Sol eine tugendsame Matrone seyn, die den kreissenden Frauen in Kindesnöthen beistehet und ihr hülfsreiche Hand leistet, dabei sie dann in Acht zu nehmen hat, dass alles ordentlich von staten gehe, nicht furchtsam, auch nicht tyrannisch, sondern mitleidig und gottesfürchtig, ehrbar, mit guter Erfahrung gegründet, sa sie theils aus guten Büchern und theils die selbst Hand angelegte Erfahrung hat. Allein wo trift man solche Qualitäten bei einer Frau? Hier siehet es leider schlecht darum aus."

***) a. a. O. S. 58.

unwissende alte Weiber. Vor kurzem rief die Mutter des Sultans ein altes Gesetz in's Gedächtnis, nach dem die Frauen im Palast entweder abortieren, oder alle ausgetragenen Kinder durch Nichtunterbinden der Nabelschnur getötet werden sollen — eine Massregel, die die dort geübte Polygamie, trotzdem sie in praxi nur von den obern Zehntausend geübt wird, wohl wirtschaftlich nötig macht, die aber doch dem Wesen der Heilkunst Hohn spricht und fallen wird, je mehr abendländische Sitte und Wissenschaft Eingang findet."

Das Jahr 1644 macht uns mit dem Buche: „Observations diverses sur la sterilité, perte de fruits, fécondité, accouchement et maladies des femmes et enfants nouveaux nés" bekannt, das auch in's Deutsche übersetzt, vermehrt und verbessert mit Kupfern von Merian und de Bry (Frankfurt 1618—26) herausgegeben wurde. Verfasst ist es von Louise Bourgeois, gen. Boursier, geb. 1564, der französischen Hofwehmutter, die die Ehre hatte, Heinrichs IV. Gemahlin, Maria von Medicis, von Ludwig XIII. zu entbinden. Sie hatte sich theoretisch durch das Studium der Werke von Ambrosius Paré und praktisch durch Armenpraxis gebildet, nachdem sie, die Frau eines Feldscherers, durch die ligistischen Unruhen in bedrängte Lage gekommen war; später unterzog sie sich einer Prüfung vor einem Doktor, zwei Chirurgen und zwei Hebammen. Sie bemühte sich eifrig, ihre Kolleginnen, die ohne eine Spur anatomischer Kenntnisse hantierten, wissenschaftlich zu heben. Auf Grund ihrer Erfahrung machte sie auf die relative Gutartigkeit der Fussgeburten aufmerksam und stritt in einer Apologie „contre le rapport des médecins", die ihr die Schuld an dem Tode einer im Wochenbett verstorbenen königlichen Prinzessin beimassen. Auch ihre Tochter wurde Hebamme, und ihr widmete sie, (Paris 1616) die „Instructions à ma fille".

Mit ihrer Kollegin Constantin wurde wenig Jahrzehnte später kurzer Prozess gemacht. Sie hatte, wohl ziemlich geschäftsmässig, Verbrechen gegen das keimende Leben begangen, und zur Strafe wurde sie 1660 gehenkt. Der Schreck über die Übergriffe dieser Megäre, die so deutlich davon predigten, wie wenig die instinktive weibliche Kindesliebe vor solchen Verbrechen schützt, veranlasste den Sonnenkönig, den Arzt Jules Clement aus Arles zur Hilfe für seine augenblickliche Herzenskönigin Fräulein de Lavallière zu entbieten. Ihre glückliche Entbindung brachte einen mächtigen Um-

schwung der Ansichten zu Wege: alle vornehmen Damen wandten sich Jules Clement zu, und die niedriger geborenen Mütter begnügten sich mit dii minorum gentium.

Auch der Adel verschmähte damals nicht, sich in einer Kunst zu versuchen, die wunderbarerweise noch jetzt nur von Frauen aus dem Volk, nicht von gebildeteren Frauen betrieben zu werden pflegt.

Marguerite du Tertre, Witwe des Sieur de la Marche ist seit 1660 erste Lehrerin am Hôtel Dieu in Paris und giebt 1677 eine „Instruction familière et très facile faite par questions et réponses" heraus. Osiander stellt sie in Bezug auf die logische Behandlung ihrer Wissenschaft über die obengenannte Boursier.

Ebenfalls aus guter Familie ist Justine Siegmund geb. Dieterich, die Tochter eines Pfarrers, geboren gegen 1670 in Rohnstorf bei Jauer. 21 Jahre alt, wurde sie unschuldig der Schwangerschaft verdächtigt. Um ihre Geschlechtsgenossinnen vor gleichem Schicksal zu bewahren (nach anderen Berichten als Frau eines preussischen Rittmeisters im ersten Wochenbett durch die Unwissenheit der um sie beschäftigten Hebammen tagelang gepeinigt und dadurch zu ihrem menschenfreundlichen Beginnen getrieben), wandte sie sich dem Studium der Geburtshilfe zu. Eifrig studierte sie die ihr zugängige Litteratur und übte sich an den armen Bäuerinnen in ihres Vaters Sprengel. Der Ruf ihrer Geschicklichkeit verschaffte ihr die Anstellung als Stadthebamme in Liegnitz und schliesslich ihre Berufung als „kurfürstlich-brandenburgische Hofwehemutter" durch den Grossen Kurfürsten nach Berlin. In einem Buche, dem sie als Titel ihren eigenen vorsetzt, legt sie in Fragen und Antworten ihre in langjähriger Arbeit erworbene Kenntnis und Erfahrung nieder. Das Buch wurde 1689 von der Universität in Frankfurt approbiert und erlebte vielfache Auflagen. Frau Siegmund beschreibt, als erste, Stäbchen zum Umschlingen der Füsse, sie empfiehlt das Sprengen der Eihäute zur Erzeugung künstlicher Frühgeburt und gerät mit Prof. Petermann in Leipzig in eine litterarische Fehde, in der sie, sekundiert von der Frankfurter medizinischen Fakultät, obsiegt. Ihre Abbildungen sind die ersten Originalzeichnungen seit den Werken von Roesslin und Rueff.

Hebammenlehrbücher schrieben im sechzehnten Jahrhundert noch die Deutschen Veronika Iber, des Dr. Andreas Keil (Cuneus)

Gattin Margarethe Keil geb. Pütz, und Anna Elisabeth Horenburg geb. Güldenapfel, die Tochter eines Wolfenbüttler Feldscherers, die erst als Stadthebamme in Eisleben, dann in Braunschweig praktizierte. Nur der letzteren „Wohlmeinender und nötiger Unterricht der Hebammen" (Hannover 1700) erfreute sich grösseren Ansehens. Im Jahre 1738 erschien ferner eine „Anweisung christlicher Hebammen" von der Augsburger Hebamme Barbara Wiedmann, die ganz in den Fussstapfen der Justine Siegmund wandelte.

Der Zeit nach folgen auf die oben genannten in Frankreich Frau le Boursier du Coudray, die zwischen 1750 und 1770 in Paris mit ausgezeichnetem Erfolge nicht nur accouchierte, sondern auch mit Hilfe eines Phantoms ihrer eignen Erfindung unterrichtete und ihre Methode in einem Buche „Abrégé de l'art d'accouchement" (Paris 1759) veröffentlichte, dann ein Fräulein Biheron, das ebenfalls ein Phantom erfand (das Hysteroplasma), das den Beifall der königlichen Akademie der Chirurgie 1770 errang. Endlich wurde ihre grosse Geschicklichkeit in der Anfertigung von Wachsmodellen für den Unterricht in der Anatomie gerühmt. Aus der Schweiz ist ferner eine offenbar über das gewöhnliche Mass vorgebildete Hebamme zu erwähnen: Viktorine Kaltenbeiner, die des „henkermässig vorgehenden" schwedischen Professors Johann van Hoorne, allerdings von Ribbén zeitgemäss verbessertes Hebammenbuch, „die zwei wohlbelohnten Wehemütter Siphra und Pua oder Anleitung zur Hebammenkunst", übersetzte.*)

Um die Sterne auf dem Gebiete der Entbindungskunst hintereinander aufzuzählen, eile ich in den folgenden Jahrhunderten vorwärts. Wirklicher Berühmtheit erfreute sich Regine Josephe geb. Henning, die in erster Ehe einen kurmainzischen Regierungsrat Heiland, der 1798 starb, heiratete. Aus praktischen Gründen, um ihren zweiten Gatten, den Dr. Damian v. Siebold, in seinem Berufe zu unterstützen und ihre Einnahmen zu vergrössern, beschloss sie, einen Hebammenkursus mitzumachen. Sie ging 1807 nach Würzburg, studierte emsig die nötigen Hilfswissenschaften, bildete sich dann unter Anleitung des Gatten praktisch aus, erlangte durch ein

*) Sprengel, a. a. O. IV, 609.

Examen in Darmstadt die Berechtigung, im Grossherzogtum Hessen die Entbindungskunst uneingeschränkt auszuüben und praktizierte mit grossem Erfolge. Ob ihrer durch Examina erhärteten Gelehrsamkeit und praktischen Fertigkeit wurde sie 1815 Ehrendoktorin in Giessen, wo sie auch als Geburtshelferin und Impfärztin fest angestellt wurde.

Ihre Tochter Marianne Theodore Heiland, in Heiligenstadt 1788 geboren, fing unter Anleitung ihrer Mutter und ihres Stiefvaters schon mit 17 Jahren ernstliche geburtshilfliche Studien an. In Göttingen besuchte sie die Universität und machte eingehende Studien in den nötigen medizinischen Hilfsfächern, bestand in Darmstadt ihr Examen „in arte obstetricia" und ward nach rigoroser Prüfung und regelrechter Disputation 1817 in Giessen Doktorin der Geburtshilfe. Im selben Jahre veröffentlichte sie auch noch eine Dissertation „über Schwangerschaft ausserhalb des Uterus und Graviditas abdominalis insbesondere" und praktizierte, inzwischen mit dem Oberstabsarzt Dr. A. H. Heidenreich in Darmstadt verehelicht, mit so grossem Erfolge, dass sie auch von auswärts manchen Ruf erhielt. 1818 z. B. entbindet sie die Herzogin von Coburg und 1820 die von Kent von der nachmaligen Königin Viktoria von England.

Aus dem neunzehnten Jahrhundert bietet nur noch Frankreich Hebammen von Ruf. Zuerst ist Marie Anne Victoire Boivin, „Maitresse sage-femme et surveillante de l'hospice de la maternité" zu nennen, die auf Baudelocques Ansichten schwört und in ihrem „Mémorial de l'art des accouchements" (1812) eine Unmenge Kindslagen als vorkommend annimmt. Im Verein mit A. Dugés schreibt sie noch ein „Traité des maladies de l'utérus et de ses annexes". Marie Louise Lachapelle reduziert den Überfluss ihrer Kollegin an Kindslagen auf zweiundzwanzig.

Gehen wir ein Jahrhundert zurück, so stossen wir wieder auf einige Ärztinnen und zwar in unserem Vaterlande zuerst auf Dorothea Christina Erxleben, die als Tochter des Arztes Polykarp Leporin 1713 in Quedlinburg geboren wurde. Sie zeigte früh schon ausgeprägten Sinn für ernstes Studium der Natur, heiratete 1742, in demselben Jahre, in dem sie eine „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten" veröffentlichte, den Pfarrer Erxleben und zog die Sorgen der Hausfrau zwölf Jahre lang der Beschäftigung mit der Wissenschaft vor. Dann

wandte sie sich der alten Liebhaberei wieder zu, promovierte in Halle 1754 über das Thema: „Quod nimis cito et jucunde curare saepius fiat causa minus tutae curationis" und übte bis zu ihrem Tode 1762 in Quedlinburg eine grosse Praxis aus.*) Sie ist übrigens die Mutter des Physikers Erxleben in Göttingen und Urgrossmutter des Pharmakognosten und früheren Apothekers Wigand (gest. 1867) in Marburg.

Nicht ganz vertrauenerweckend erscheint die Notiz, die Baas über Antonie Elisabeth von Held, verehelichte Müller in Frankfurt bringt. Sie soll dort nämlich als Spezialistin für Syphilis praktiziert haben. Weitere Angaben über diese Frau fand ich nicht.

Erwähnen muss ich noch die Doctorin Dorothea Bochi, die im XIV. Jahrhundert an der Bologneser Universität promovierte und als Professorin gewirkt haben soll, ferner die Anatomin Anna Mangolini, die Geburtshelferin Maria delle Donne und Laura Bassi. Letztere studierte, ihrer Neigung folgend, in Bologna Medizin und Philosophie und promovierte 1731 zum Doktor der genannten beiden Wissenschaften. Über ihre fernere Thätigkeit ist nichts bekannt. Vielleich tist der Professor der Medizin, Fernando Bassi in Bologna, der 1774 dort gestorben, aber mehr als Botaniker (er ist der Pathe der Sapotacee Bassia) wie als Arzt bekannt geworden ist, ein Verwandter von ihr.

Weiter muss der Frau Anna Wolley gedacht werden, die in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in London lebte und sich in edler Menschenfreundlichkeit mit Krankenpflege beschäftigte. Auch sie erkannte, wie andere Frauen, von denen ich oben berichtete, den Wert der Diät und des Hausmittels in der Hand einer verständigen Frau und gab auf Grund ihrer Beobachtungen ein Hand- und Nachschlagebuch unter dem Titel „Pharmacopolium muliebris sexus" heraus, das öftere Auflagen erlebte und auch als „Frauenzimmer-Zeitvertreib oder reiches Gemach von auserlesenen Experimenten,

*) Baas und Harless, a. a. O. Die erste der beiden oben genannten Abhandlungen wurde verstümmelt nachgedruckt Frankfurt 1749 unter dem Titel „Vernünftige Gedanken vom Studieren des Weibes"; die Dissertation kam in Halle 1758 deutsch als „Abhandlung von der zu geschwinden und angenehmen, aber deswegen öfters unsichern Heilung der Krankheiten" heraus. Der erst genannten, jedenfalls sehr interessanten Schrift konnte ich leider bis jetzt nicht habhaft werden.

bestehend in einem vollkommenen Kochbuch und Frauenzimmer-Apotheke", später unter dem Titel „Vollkommne Koch- und Frauenzimmer-Apotheke" in Hamburg 1674, 1688, 1697 und 1718 herausgegeben wurde.

Der Frau Anna Wolley nahe steht Gräfin Elisabeth von Kent. Auch sie hatte das instinktive Interesse der Frau für Krankenpflege und Heilkunde, verstärkt durch den Zauber, den das Geheimnis der Krankheit und Arznei auf empfindsame Seelen ausübt. Wie in manchen andern von mir zitierten Büchertiteln, findet sich dieser Drang nach dem „geheimen Mittel" auch in dem Werk ausgeprägt, das sie gesammelt hat, und das 1670 kurz nach ihrem Ableben herausgegeben wurde. Ihr „A choice Manual, or rare secrets in Physik and Surgery" wurde auch von J. C. Grimm ins Deutsche übersetzt und erlebte unter dem Titel „Handbüchlein rarer und sonderbarer Arzneien" manche Auflage.

Ebensowenig wie die vorgenannten Engländerinnen erhebt sich Frau von Fouqué oder Foucquet, die Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Paris lebte, über den Dilettantismus warmherzig für das Leid der Mitmenschen sich interessierender Frauen. Auch ihr „Recueil et suite des remèdes faciles et domestiques choisis, experimentés et approuvés pour toutes sortes de maladies internes et externes", das zurerst 1701 in Paris, dann 1708 in Dresden als „Arzneibuch nützlicher Hausmittel und bewährter Medikamente" erschien, bewegt sich ganz und gar in den ausgetretenen Geleisen der Familienrezeptbücher, von denen ich schon einige nannte und die auch jetzt noch manche gut angeleitete Hausfrau mit demselben Eifer anlegt, den sie als junges Mädchen beim Sammeln von „Poesien", von Ansichtspostkarten u. dgl. entwickelte.

Wenn sie thatsächlich auch medizinisch oder pharmazeutisch sich gar nicht bethätigt haben, so gebührt zwei andern Frauen doch die Ehre, dass ihres Namens dankerfüllten Herzens stets gedacht wird. Im Jahre 1628 wurde der Graf de Chinchon zum Vizekönig von Peru ernannt, und am 14. Jan. 1629 traf er in Lima ein. 1638 wurde seine Gemahlin von Fieber heimgesucht und durch ein Pulver geheilt, das ihr vom Corregidor von Loxa, Don Juan Lopez de Canizares, der einige Jahre vorher durch dasselbe Pulver, dessen Abstammung von den Eingebornen mit geheimnisvollem Dunkel umgeben wurde,

wiederhergestellt worden war. Dankerfüllt machte sie nach Kräften für das Medikament, die Chinarinde, Propaganda; sie teilte es freigebig aus, und das „polvo de la condesa" begann, offenbar erst durch ihre Bemühung, seinen Siegeszug durch die Welt, als eine auch jetzt, trotz aller Bemühungen, noch nicht erreichte, geschweige denn übertroffene Fieberpanacee.

Ähnliche Empfindungen der Dankbarkeit leiteten Lady Mary Somerset Worthley Montague, die Gemahlin des englischen Gesandten in Konstantinopel, Tochter des Herzogs Evelyn Pierrepont von Kingston in der Grafschaft Nottingham, geb. 1690, die 1716 bis 1719 in Konstantinopel lebte, als sie, mit dem den Frauen besonders eigentümlichen Eifer, für den Segen des Impfens eintrat. Sie verlangte, als sie sich von dem offenbaren Nutzen der in Griechenland, wie im Orient seit undenklicher Zeit geübten Schutzpockenimpfung überzeugt hatte, dass (i. J. 1717) ihr sechsjähriger Sohn geimpft würde. Das geschah durch eine alte Thessalierin mit einem rostigen Nagel und so ungeschickt, dass die Lady ihren eigenen Wundarzt Maitland die Operation mit seinen eigenen Instrumenten vollenden hiess. Die Impfung glückte vorzüglich. Der Knabe überwand die etwa 100 Blattern, und kaum nach England zurückgekehrt, trat Lady Montague in Wort und Schrift und Beispiel für allgemeine Impfung ein. Nachdem Maitland auch noch ihre Tochter mit Erfolg geimpft hatte, wandte der königliche Hof der Sache sein Interesse zu. Die Impfung machte grosse Fortschritte, um allerdings wieder einzuschlafen, bis Jenner sie 40 Jahre später, 1768, von Neuem erweckte. Thatsächlich ist es Lady Montague, die nicht allein der Einführung der Zwangsschutzimpfung den Boden ebnete und zum Verschwinden des Würgengels der schwarzen Pocken beitrug, sondern die auch den Anstoss zur Entwickelung der Heilserumstherapie gab.

Dachte ich der sympathischen Baderstochter, des „Engels von Augsburg", so fordert die Gerechtigkeit, dass ich auch der holdseligen Apothekerstochter Anna Luise Foehse in Dessau gedenke. Schon in seinen Jünglingsjahren verliebte sich Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, geboren 1693, gestorben am 9. April 1747, in das junge Mädchen so ernstlich, dass seine fürsorgliche Mutter Henriette Katharina, die bis 1698 an seiner Statt regierte, ihn mit seinem Hofmeister de Chalesac unter dem Namen eines Grafen von

Wallensee nach Italien schickte, um sie zu vergessen. Umsonst! Nur um so heftiger entbrannte bei dem heissblütigen und heftigen jungen Mann die aufrichtige Zuneigung zu der Geliebten; er nahm das Andenken an seine Anna-Liese mit in den Feldzug in den Niederlanden, wo der spätere grosse Feldherr schon bei der Belagerung von Namur seine Grösse ahnen liess. Nach der Sitte der Zeit kehrte Fürst Leopold im Winter nach Einstellung der Kriegsführung nach Dessau in die Nähe der Geliebten zurück. Schon 1695 von Kaiser Leopold für regierungsfähig erklärt und 1697 grossjährig geworden, übernahm er 1698 die Regierung und heiratete im selben Jahre das junge Mädchen, zu dem seine Liebe eine immer innigere und tiefere geworden war. Mit Zustimmung seiner Mutter wurde sie 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben, und ihren Kindern wurde die Erbfolgeberechtigung zugesprochen. Bis zu ihrem Tode blieb „Anna-Liese" eine zärtliche, fürsorgliche Gattin, die ihres Gemahls rauhe, ungezügelte Natur durch Klugheit und Sanftmut zu lindern und zu leiten verstand. Selbst auf seinen Kriegsfahrten begleitete sie in den ersten Jahren der Ehe den Gatten, so nach Italien und in den ersten schlesischen Krieg. Später verblieb sie in Dessau und wachte darüber, dass ihres Herrn und Gemahls Anordnungen, die er in unermüdlicher, väterlicher Fürsorge für sein Land getroffen, befolgt wurden, und hütete als treue Mutter und Pflegerin ihre Kinder, deren sie dem Gatten zehn, 5 Söhne und 5 Töchter, schenkte.

Als sie im Februar 1745 verschied, soll niemand gewagt haben, dem verzweifelten, vor Schmerz ganz ausser sich geratenen Fürsten sein Leid zu verkünden, aus Furcht vor empfindlichem Prügellohn.*)

Wie der Bernauerin und Welserin, so ist auch der Anna-Liese Herzensgeschichte dramatisch (von Hersch in „Anna-Liese", von Niemann in „Wie die Alten sungen") bearbeitet und auf diese Art zum Gemeingut des Volks geworden.

Die bisher beigebrachten Angaben über Frauen, die entweder gelegentlich oder gewohnheitsgemäss Heil- und Arzneikunde ausübten, reichen hin, um sich über ihr Wirken ein immerhin genügendes Urteil zu bilden. Wesentlich vervollkommnet wird es durch

*) Stenzel, Handbuch der Anhaltischen Geschichte, 1820.

das Studium von gesetzlichen Bestimmungen oder Verfügungen und anderen Erscheinungen, die die Erfahrungen, die grössere oder kleinere Gemeinwesen mit weiblichen Heilbeflissenen machten, widerspiegeln. Ich reihe sie chronologisch oder aphoristisch hier an.

Schon frühzeitig artete das Thun hellenischer Heilkünstlerinnen in so groben Unfug aus, dass, wie Seneca berichtet, Lykurg und Solon sich gezwungen sahen, in strengen Gesetzen gegen die Verbrechen gegen das keimende Leben und gegen die Engelmacherei damaliger Zeit zu Felde zu ziehen.

Der den zünftigen „medicae" unter den ersten römischen Kaisern gewährten „nobilitas" wurde schon oben (S. 19) erwähnt. Ich trage hier noch nach, dass fünf „medicae" Fälle zweifelhafter Gravidität durch Stimmenmehrheit entscheiden sollten, was kaum als Zeichen besonderen Vertrauens in ihre fachliche Ausbildung oder in die Lauterkeit ihrer Amtsführung gedeutet werden kann.*)

Lange schweigen von da ab die Gesetze über die Frauen in der Arzneikunst, schon weil es zünftige Frauen, abgesehen von den wenigen „mulieres Salernitanae", kaum gab. Erst unter Karl IV. (1347—78) wird ihrer in den „Statuten der Kunstärzte, Wundärzte und Apotheker" gedacht, die, mutmasslich verfasst von dem arzneikundigen, als medizinischer Schriftsteller geschätzten Titularbischof Thomas v. Sarepta in Breslau, 1350 erschienen. Es heisst darin, „Frauen, die Urin zu beschauen pflegen, dürfen nicht Arzneikunst und Apothekerei betreiben".

Der Vollständigkeit wegen möchte ich hier noch erwähnen, dass ein Epitaph einer „Apothekerin" Margaretha existiert, die 1383 in Ulm verblich. Peters bildet es in seinen „Bildern aus pharmazeut. Vorzeit" S. 24 ab. Dass sie pharmazeutisch thätig war, ist nicht überliefert. Wie eine treue Gattin auch jetzt noch so viel von des Mannes Hantierung kennen lernt, dass sie im Notfalle Assistenz leisten kann, so ist es sicher auch in der Vorzeit gewesen. Belegt wird die Annahme durch die Nachricht,

*) Die preussische Kriminalordnung vom 11. Dezember 1805 begnügt sich in ähnlichen Fällen mit einem Arzt, allenfalls unter Zuziehung einer Hebamme; das allgem. Landrecht, Tit. II, Th. II § 28 mit einer Hebamme und das bürgerl. Gesetzbuch schiebt die Wiederverheiratungsfrist so weit hinaus, dass es der Untersuchung ganz entraten kann.

dass in Augsburg 1445 einer Apothekerin von seiten des Rats gestattet wurde, eine Apotheke unter dem Beistand eines „trefflichen Gesellen" zu führen,*) und durch eine Notiz Rebers in der Biographie des vielseitigen und hochberühmten Luzerner Apothekers Cysat. Während einer längeren Reise des Gatten verwaltete seine Frau 1570 die Apotheke mit einem Gehilfen.

Um dieselbe Zeit etwa sahen sich die Bürger von Fritzlar genötigt, ein neues Hospital zu bauen, weil die Augustinernonnen in dem von Propst Bruno eingerichteten Armenhospital in der Vorstadt der heiligen Mutter Maria ihre Pflicht gegen die Kranken vernachlässigten,**) eine Erscheinung, die auch in modernen Krankenhäusern gelegentlich vorkommt.

Wie man am Anfange des XVI. Jahrhunderts in Deutschland über Arzneikunde betreibende Frauen dachte, giebt folgender Passus aus einem Nürnberger Dekret von 1529 zu erkennen:

„Zum 6ten unterstehen sich die Zuckermacherin und andre alte Weiber, oder wer der seyn, machen electuaria, lattwergen, säfft und geben jedem einen besondern Nahmen, wissen doch nit, was der Kunst nach darzu gehört, oder wie sie die berayten sollen, wenn es nur den schmackh habe, darvon sie es nennen. Verkaufen doch dieselben und betrügen die Leut darmit. Darumb soll hinfüro niemandt, weder Zuckhermacherin noch andere, diese säfft electuaria etc. verkauffen, sie lassen denn vorher ihre ingredientia und recept durch die Ertzt besichtigen."

Im Jahre 1607 verordnet die in Coburg für die Thüringer Lande gedruckte Apotheker-Ordnung, „dass die Frauen der Apotheker Gift nicht verkaufen dürfen". Andere Arbeiten scheinen ihnen also als Gelegenheitsgehilfinnen des Mannes gestattet gewesen zu sein. Wenige Jahre später schränkt die Apotheker-Ordnung für „Henneberg, gedruckt 1612 in Schleusingen", ihre Thätigkeit weiter ein und erlaubt nur noch, dass „die Weiber der Apotheker nur gemeinen Handverkauf besorgen dürfen". Dass beide Staaten diese Einschränkung statuierten, kann entschieden nur auf schlechte Erfahrung mit den Apothekerinnen zurückgeführt werden.

*) Philippe, Geschichte der Apotheken, bearb. von Ludwig, Jena 1855.

**) Dr. Schwarzkopf, zur Geschichte von Fritzlar, 1869. Vortrag im Hess. Geschichtsverein in Cassel.

Aus der neuen Zeit kann ich zwei Fälle anführen, die immerhin zu denken geben. Der eine Fall betrifft die Gattin eines Apothekers im Westen Deutschlands, die sich verleiten liess, Sabina als Abortivmittel abzugeben; der andere Fall, auf den ich weiter unten nochmals zurückkomme, betrifft eine französische Apothekerin, die mit Aconitin, dessen schwierige Ermittelung sie kennen gelernt hatte, ihren Gatten aus dem Wege räumen wollte.

Die spätere Zeit schweigt von Pharmazeutinnen und Ärztinnen. Betrieben sie die betreffenden Fächer, so thaten sie es als hilfreiche Gattinnen im Geheimen. „In Deutschland, in England und Russland ist es sehr selten, eine Frau in der Apotheke zu sehen," sagt Phillippe*) wohl etwas boshaft und ungerecht. „Dieser Ort stellt sie ohne Zweifel zu sehr der Rücksichtslosigkeit der Klienten jener Gegenden aus. Diese Ausschliessung ist in Frankreich nicht gebräuchlich, wo die Regeln der Schicklichkeit besser beobachtet werden" oder richtiger, wo man über die Pflichten der Frau im Haushalt und in Bezug auf Kindererziehung von jeher andere Ansichten hatte, wie wenigstens in Deutschland. Die Genese der die Kasse führenden Hausfrau**) und Gehilfin des „Patron" beschreibt Phillippe auf Seite 911. Trotzdem die Schilderung etwas karrikiert ist, gebe ich sie hier wieder. Einige Stellen passen im Grunde auch auf nichtfranzösische kleine Verhältnisse:

„Die Apothekerfrau ist eine Frau von Gemüt, bescheiden, tadellos; sie versteht sich auf die Wirtschaft, stickt, häkelt, singt zur Guitarre; sie geniesst mit Wohlbehagen die Feuilletons der Zeitungen; sie geht noch weiter, denn mit der Zeit lernt sie instinktmässig das lateinische Kauderwelsch der ärztlichen Rezepte verstehen, sie etikettiert allerliebst, bereitet gewissenhaft ein „Looch", kurz, sie ist der Vikar des Gemahls, während sich dieser dem süssen Zeitvertreib des Lebens hingiebt. Sie thront in untadelhafter Haltung und mit Grazie auf ihrem Sammetsessel (im Anfange des Jahrhunderts noch nonnenhaft ganz schwarz gekleidet). Strenge Kritiker behaupten, dass Frauen nicht in die Apotheke gehören, man könne gewisse Mittel nicht

*) Phillippe, a. a. O.

**) Kassendamen, wohl durchweg besoldete Komptoiristinnen, sah ich sonst noch in Dänemark, und sie sollen, wie mir gesagt wird, jetzt auch zu den modernen Errungenschaften grossstädtischer deutscher Apotheken gehören.

verlangen, ohne gleichzeitig gewisse Krankheiten zu nennen, die man einer Dame niemals anvertrauen könne, ohne sie zu zwingen, die Augen niederzuschlagen" u. s. w.

Offiziell existierten „Apothekerinnen" in Deutschland thatsächlich nicht. Erst im Jahre 1868 stosse ich wieder auf solche. Einer Notiz aus der pharm. Ztg. 1868 S. 173 entnehme ich, dass der Landesausschuss die die Apotheke bedienenden barmherzigen Schwestern aus dem St. Johannisspital in Salzburg entfernte, weil „sie sich willkürlicher Abänderungen ärztlicher Verordnungen schuldig machten". Es erinnert das lebhaft an eine Erfahrung, die Dr. Mohl am 23. Mai 1873, als im deutschen Reichstag über die Frauenfrage gestritten wurde, zum besten gab. Er habe grosse Bedenken gegen die Zulassung der Frauen zur Pharmazie. Er habe in Frankreich, gezwungen Chinarinde zu brauchen, von einer Apothekerin Eichenrinde erhalten. In einer anderen Apotheke habe er dann von dem ungalanten, aber wohl aus Erfahrung sprechenden Apotheker den Rat bekommen: „Mais monsieur, il ne faut pas acheter aux belles dames!" Dem Wort ist aus der Sprichwörterweisheit des Volks folgendes an die Seite zu stellen: „Wer sein' Arznei bei Weibern kauft, bezahlt sie mit dem Leben." In unendlich vielen Varianten wiederholt sich dieselbe Weisheit.*)

Ein Jahr darauf tritt die erste moderne Heilbeflissene in die Erscheinung. Schon 1867 hatte sich die Witwe eines lutherischen holsteinischen Geistlichen, Frau Henriette Hirschfeld geb. Pagelson, dem Präsidenten Lette in Berlin, dem Vorsitzenden des Vereins zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts, vorgestellt und ihn um Rat und Hilfe angegangen. Sie hatte die Absicht, in Amerika Zahnheilkunde zu studieren. Ermutigt durch seinen freundlichen Zuspruch machte sie die Absicht zur That. Nach manchen üblen Erfahrungen studierte sie in Philadelphia bei Mr. Trueman am Dentist-College, machte am 27. Februar 1869 das Examen, promovierte und liess sich, die erste ihres Zeichens, in Berlin nieder.**)

---

*) In dem neuerdings von Dorveaux herausgegebenen „Promptuaire des médecins simples par Lespleigney" (Paris 1899) finde ich übrigens noch eine selbständige „Apothicairesse" Ysabel vom Jahre 1312 erwähnt.

**) Pharm. Ztg. 69, 514.

Kein geringerer wie Theodor Fontane war es, dem um dieselbe Zeit etwa die Ausbildung der ersten Schwestern aus dem Kloster Bethanien zu Pharmazeutinnen anvertraut wurde.*)

In Holland eröffnete man, um augenblicklicher Gehilfennot entgegenzuarbeiten, den Frauen nicht viel später die Pforten der Apotheken. Das benutzte der Lette-Verein, um im Jahre 1873 unter Bezugnahme darauf, dass in Holland wiederum 7 Apothekerinnen ausgebildet seien und jährlich 120—200 Thaler bei freier Station verdienten, darauf hinzuweisen, „dass zumal für Apotheken mit nur einem Gehilfen sich Mädchen recht wohl eignen würden". Vielleicht bewirkte dieser Artikel, dass dem seitherigen Vorsitzenden des deutschen Apothekervereins, jetzigen Ministerialassessor Herrn Frölich, die Ausbildung des Fräuleins Eva v. Bosse, Tochter des ehemaligen Medizinalministers von Preussen, die wohl vorher schon das Lehrerinnenexamen gemacht hatte und derzeit Johanniterschwester war, zur Ausbildung als Pharmazeutin anvertraut wurde. Am 2. März 1897 bestand die Dame zugleich mit zwei Schwestern des Hedwig-Krankenhauses das Gehilfenexamen.**)

1883 machte eine junge Dame in Paris als erste nach zweijährigem Studium des „cours des sciences" das Examen als Kanditatin der Pharmazie mit „grande distinction"; 1885 erhielt in Belgien die erste „Pharmacienne" das Diplom als solche, 1887 bestand Fräulein Beaufort ebenda das Examen mit Auszeichnung, 1894 folgte die Norwegerin Fräulein Helga Eide mit ihrem Examen, 1897 die Schwedin Fräulein Froken Lett, Tochter eines Apothekers in Carlshamm; 1898 die Russin Stanislawa Franzewna Dobjaglo mit gut bestandenem Examen. Selbst eine Negerapothekerin nennt die Welt jetzt ihr eigen: Emma Wakefield erhielt 1897 im Staate Louisiana das Recht zur Ausübung des Apothekerberufs.

Eine ganz neue Ära begann im letzten Jahre des Jahrhunderts. Ende September trat die erste rite vorbereitete Abiturientin des Karlsruher Frauengymnasiums, wohl als allererste, gleich den jungen

*) Beilage zur Voss. Ztg. Nachruf an Fontane, 1898, 670. — Übrigens wurde 1815 die Bulle'sche Apotheke in Usedom, durch die Zeitläufte verwaist, zeitweise von der Frau und den Töchtern des entfernten Besitzers geführt. Eine Revision konstatierte das Faktum, zu gleicher Zeit aber auch den vorzüglichen Befund.

**) Apoth. Ztg. 1897, 151.

Männern vorbereitete Elevin, in die Krauss'sche Apotheke in Elzach ein.

Der schon genannte Phillippe entwirft (S. 909) übrigens ein Bild über die Art, wie in Frankreich die Apothekers-Tochter die Mittelsperson ist, die dem Gehilfen zum Besitz der Apotheke verhilft. „Es ist die »demoiselle du patron«, die den jungen Mann durch den englischen Ausdruck ihres Blicks, ihre süssen und verschämten Unterhaltungen und die Harmonien ihres Pianos fesselt." Keineswegs befremdlich ist es, dass sich auch in Deutschland junge Apotheker in die Apotheke des Schwiegerpapas oder der verwitweten Besitzerin „hineinfreien". Neu ist diese Art und Weise nicht, sondern „lange dagewesen", denn es existiert ein Denkmal einer Apothekerin vom Jahre 1561, die (nach Phillippe) drei Männer gehabt hat. Übrigens scheint in Norwegen dieses „Hineinfreien" allgemein im Gebrauch gewesen zu sein, um auf diese Art eine neue Konzessionierung zu umgehen. So berichtet die Pharmaz. Ztg. 1875 S. 552, dass im achtzehnten Jahrhundert Seydal in Christiansand, um seine Apotheke zu vererben, seine Tochter seinem Provisor verlobte. Als letzterer vor der Heirat starb, erhielt der nächste Provisor die Anwartschaft auf die Apotheke mit der Bedingung, die Tochter zu ehelichen. Ebenso berichtet Husemann*) von einer durch ihre Schönheit berühmten Apothekersfrau, Sarah Elsvich in Falun, deren Tochter drei Provisoren nach einander mit ihrer Hand und der Apotheke beglückte, und Hartmann erzählt in der „Geschichte der Magdeburger Apotheker-Konferenz" von einer Frau v. Döhren, die viermal, und zwar dreimal mit Apothekern, darunter mit zwei Ulrich v. Döhren, verheiratet war.

Wie sich die professionierte Apothekerin der modernen Zeit ausnimmt, schildert eine in Detroit erscheinende Fachzeitung vom Jahre 1894. Dem längeren Artikel, der eingehendes, mit Porträts geschmücktes biographisches Material der amerikanischen pharmazeutischen Pionierinnen brachte, entnehme ich folgende besonders charakteristische Daten:

Eine der Damen wurde in Chicago klassisch gebildet und bestand ebendort das Apothekerexamen, „in ihren Studien liebens-

*) Pharmaz. Ztg. 1898, 664.

würdig unterstützt von einem Kollegen und Couleurbruder, ihrem künftigen Gatten". Nach seinem Tode führte sie das Geschäft selbständig fort. Es soll „eine grosse Anziehungskraft für die Kundschaft bilden, man sagt, dass auch ein hübscher, junger Gehilfe eine grosse „*attraction*" ausüben soll". Eine andere Dame studierte Medizin und Pharmazie und übte beide in Marshalltown aus. „Sie ist zugleich Sekretärin eines medizinischen und pharmazeutischen Vereins. Ein preussischer Beamter bekäme bei der Revision des *shop* dieser kurpfuschenden Apothekerin oder gegen die Apotheker-Ordnung verstossenden Ärztin sicher einen Schlaganfall." Eine dritte Dame studierte im Massachussets-College und „war sehr populär bei den Studenten und Vizepräsidentin des Pharmazeuten-Vereins. Wäre man in Amerika nicht soweit zurück, dass man von Mensuren entweder nichts weiss oder sie für unwürdig hält, so wäre sie sicher auch auf diesem Felde aufgetreten und könnte durch viele Schmisse ihre Force beweisen!"

Über holländische, belgische, englische und amerikanische Apothekerinnen sind ebenfalls Beobachtungen und Urteile veröffentlicht worden,*) die doch noch allzu widersprechend lauten, als dass sie für massgebend und abschliessend angesehen werden könnten. Persönlich habe ich einige ebenso liebenswürdige wie unzweifelhaft tüchtige Belgierinnen kennen gelernt. Meine Erkundigungen über die mit den Damen gemachten Erfahrungen ergaben recht vorsichtige Antworten. Zum mindesten klang aus ihnen das bedenkliche „qui vivra, verra" heraus, oder man hielt die neue Institution direkt für ein Danaërgeschenk. Übrigens erinnerte auf dem internationalen pharmazeutischen Kongress in Brüssel ein Pariser, Herr Dethan,**) dem jede „tendance féministe ou antiféministe" fernlag, daran, dass die nächste Zukunft schon sehr leicht eine „association matrimoniale entre médecins et pharmaciens des deux sexes" zeitigen könne, die den französischen Gesetzen widersprüche und schwere Bedenken erregen müsse. Die Angelegenheit, zu der auch ein Fräulein Popelin das Wort nahm, um zu weiterer Beobachtung und Namhaftmachung konkreter Fälle

*) z. B. von Contzen, Eilers und neuerdings von Martha Morris James, die die weibliche Pflichttreue, Pünktlichkeit, Anspruchslosigkeit und Geschicklichkeit (letztere gegen „die bedauerliche angeborene ‚clumsiness' der Männer") herausstreicht.

**) Compte rendu du congrès p. 482.

aufzufordern, wurde vertagt. Thatsächlich stritten die von Dethan beregten Fälle nicht nur gegen französische, sondern gegen alle Gesetzgebung, denn alle Verordnungen fussen im Grunde auf der Medizinalordnung von König Roger von Sizilien aus dem Jahre 1140. Sie verbietet den Ärzten aus leicht erklärlichen Gründen jegliche Gemeinschaft mit den „confectionarii", den Apothekern, und umgekehrt. Die Bedenken, die vor 700 Jahren das gedachte Gesetz nötig machten, bestehen auch jetzt noch, vielleicht in verschärftem Grade, und fordern den Gesetzgeber zur Vorsicht auf.

Wenn ich jetzt noch registriere, dass etwa im Anfang der achtziger Jahre sich in Berlin als Frauen- und Kinderärztin Fräulein Dr. Franziska Tiburtius niederliess, und dass seitdem eine erklekliche Anzahl weiblicher, wohl durchweg oder zum grössten Teil im Ausland ausgebildeter und diplomierter Ärztinnen in und ausserhalb Deutschland dem Publikum ihre Hilfe angeboten haben, so bin ich im Grunde am Ende meines Themas angelangt. Es ziemt sich nur noch ein Rückblick auf die von mir aufgezählten Frauengestalten und ihre von der Geschichte und von ihren Zeitgenossen bezeugte Thätigkeit, auf die Rolle, die sie in der Geschichte der Heilkunst gespielt haben.

Eine Heldenrolle ist es nicht. Von wissenschaftlichen Grossthaten habe ich nicht berichten können, auch nicht von Bausteinen, geschweige denn von Ecksteinen, die Frauen zum Bau des nimmer fertig werdenden Gebäudes der Wissenschaft herbeigetragen haben. Ihre Thaten gemahnten im Gegenteil an ihr Wirken in der ihnen, nach allgemeiner Ansicht so viel näher liegenden Kochkunst. Ihre Geschichtsschreiber behaupten, dass die Frauen in der Kochkunst lediglich eine Liebhaberrolle gespielt hätten, da keine weiblichen Koryphäen darin bekannt seien und weil auch den hervorragenderen Köchinnen der Vorwurf nicht erspart werden könne, dass sie die Kunst nicht ihrer selbst wegen betrieben, sondern von dem idealen Standpunkt der Nahrung gebenden Mutter oder der für Arme und Kranke sorgenden Helferin, oder weil sie sich überzeugen wollten, ob nicht wirklich „der Weg zum Herzen des Mannes über den Magen hingehe". Ja, oft genug liesse sich konstatieren, dass sie die Kochkunst nur verwerflicher Intrigue halber geübt hätten.*)

*) L. Schubert, die Klassiker der Küche (in den „Hamb. Nachrichten"). — Vgl. auch den Aufsatz von Frau Förster-Nietzsche in der „Neuen D. Rund-

Ähnliche Erscheinungen fallen bei den heilkundigen Frauen auf. Wir lernten eine Anzahl Frauen kennen, die schlecht und recht niedrige Geburtshilfe trieben, ihre praktischen Erfahrungen zu Papier brachten und ausnahmsweise einen praktischen Handgriff auffanden; dann eine Kategorie hoch sympathischer Frauen, die sich dilettantisch mit Koch-, dann mit Heil- und Arzneikunst beschäftigten, um ihrem mitfühlenden Herzen Genüge zu thun und das Leid ihrer Angehörigen bezw. ihrer Landeskinder zu lindern. Eine andere Kategorie stellte ihre Kenntnisse in den Dienst frauenhafter, bis zu einem gewissen Grade entschuldbarer Eitelkeit. Eine nicht geringe Anzahl anderer Frauen schliesslich missbrauchte ihre Kenntnisse zur Befriedigung verderblichster Leidenschaft, zur feilen Dienerin des Hasses und der Rachsucht, die dicht neben der Liebe im weiblichen Herzen schlummern und, einmal erweckt, Weiber zu Hyänen machen. Sie beben selbst vor Morden nicht zurück und „treiben mit Entsetzen Spott". Selbst Frauen, denen göttliche Verehrung zu teil wurde, fanden wir unter der letzten Kategorie. Mögen sie auch Erzeugnisse reproduktiver Einbildungskraft des Volkes sein, so konstruierte es doch seine Göttinnen nach seinem eigenen, des Weibes, Bild; denn

Wie einer ist, so ist sein Gott;
Drum ward auch Gott so oft zum Spott!

Gerade in den mythischen Ärztinnen finden wir das potenzierte, heilkundige Weib. In ihren Zügen malt sich das Weib mit all den Leidenschaften, die es instinktiv in sich schlummern fühlt, die es selbst bei geringfügigen Anlässen unterjochen und die in seiner Hand die schmerzstillende Arznei in tötendes Gift wandeln. Vergeblich suchen wir ähnliche grauenvolle Züge im Antlitz der gleicher Weise, aber nach männlichem Bilde konstruierten Heilgötter.

Wenden wir uns von den Jüngerinnen Äskulaps, von denen uns die Geschichte erzählt und über die sie ihren Richterspruch fällte, zu denen der Neuzeit: „Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte!"

---

schau", Okt. 1899. Nachdem sie dort warm für weibliche Krankenpflege als staatliche Institution eingetreten, hält sie für die „heiligste Aufgabe einer wohlgeratenen Frau, neben derjenigen, Mutter zu sein" noch die andere: „ihre Talente und ihre Erfindungsgabe in den Dienst der Küche zu stellen."

Es mangelt hier entschieden noch die notwendige Objektivität. Die Anzahl der Frauen, an denen Beobachtungen angestellt werden könnten, ist noch verschwindend klein; die Frauen, die sich bis jetzt den Heilwissenschaften überantworteten, nehmen eine Ausnahmestellung unter den Frauen ein, sie „posieren" noch unter den kritischen Augen der Welt. Trotz mangelnder Erfahrungen treten mit Emphase die Frauenrechtlerinnen für die Vorrechte der „geborenen" Ärztin und Apothekerin ein, und begründen ihre Forderungen mit Anschuldigungen der Männer. Sie sollen trunksüchtig, unsittlich, verschwenderisch u. s. w. sein. Unzweifelhaft werden die Anklägerinnen aktenmässige Beweise für ihre Behauptungen beibringen können. Ich möchte mir nur erlauben, einige historische und andere Thatsachen beizubringen, die es doch fraglich erscheinen lassen, ob das weibliche Geschlecht vor den grösseren Schwächen und Fehlern der Männer wirklich ganz gefeit ist, und ob ihre behauptete besondere Qualifikation für den Beruf des Arztes und Apothekers wirklich so ganz einwandsfrei ist.

Von Waldeyers äusserst interessanten, in ihren Ergebnissen aber für eine durchschnittliche geistige Inferiorität sprechenden, die Sprachgewandtheit der Frauen auch anatomisch bestätigenden Untersuchungen will ich nicht weiter reden. Ich wende mich gleich der Behauptung zu, dass „das junge Mädchen aus den Kreisen, aus denen sich die Pharmazie und, wie wir hinzusetzen können, die Medizin, rekrutiert, ein für alle mal die Männer an sittlicher Reife überrage". Dass das Produkt französischer klösterlicher Erziehung, oder die im Rahmen des germanischen Hauses erblühte Mädchenknospe, trotzdem sie nicht mit einer Menge toter Schulweisheit vollgepfropft ist, trotz aller jungfräulichen Keuschheit „reifer" ist, als ein ebenso alter, von Jugendeselei befangener Jüngling, ist ohne weiteres zuzugeben; dass sie ihn auch an sittlicher Würde überrage, ist nur so lange möglich, als das junge Mädchen wie bisher vor sittlichen Insulten durch die noch bewahrte „gute Sitte" gehütet wird. Wie das Mädchen niedern Standes, das nach der Konfirmation als Fabrikmädchen, Ladnerin und Hausmädchen in die wirtschaftliche Konkurrenz mit dem Manne tritt, wie die junge Dame auf der Akademie, dem Konservatorium, dem Theater, wie die moderne Radlerin oder Sportsdame sehr bald Sitten annimmt, die von dem Blütenstaub holder, zarter Jungfräulichkeit kaum noch Spuren zeigen, so wird die Pharmazeutin, die

Ärztin, wenn sie erst aus dem Ausnahmezustande des kämpfenden Pioniertums heraustritt, offenbar bald genug dieselben Fehler annehmen, wie der Mann. Wer frei lebt, ist auch frei, d. h. ausgesetzt den vielerlei widrigen Zufällen des Lebens. Der Stütze bar, fällt, wer nicht absolut sicher ist — leichter ein junges, allen Regungen seines mädchenhaft schnell schlagenden Herzens folgendes, von Anbeginn an rücksichtsvoller behandeltes, daher vertrauendes Mädchen, wie der aus grobem Holz geschnitzte Mann. Wenn die junge Arzneibeflissene Einblicke in das Elend der Proletarierklientel gethan, wenn sie gezwungen war, mit den Kommilitonen über sehr natürliche, vor Frauenohren aber doch noch kaum diskutierte Kapitel zu sprechen, dann wird sie schliesslich die Eigenschaften Goethescher „edler Frauen" einbüssen und schlimmer als der Mann vom Schmutz des Gewerbes besudelt werden.*) So war es stets, und wird wohl auch so bleiben.

Die Männer werden noch wegen ihrer Trinkleidenschaft angeklagt. Hieroglyphische Inschriften verraten uns, dass schon im alten Ägypten die Damen dem bis zu völliger Trunkenheit fortgesetzten Schwingen des Humpens wohlgeneigt waren, dass sie ungeniert an der Kneiptafel die ersten Folgen akuter Alkoholvergiftung, die Folgen unmässig genossenen Palmweins oder süssen Gerstenbiers *heknezem* von Pelusium über sich ergehen liessen.**)

*) „In die Stätte des ehrlichen Strebens ist mit den Frauen der „Cynismus" eingezogen," klagt ein Protest der Haller Kliniker, „und Szenen, für Lehrer und Schüler wie für den Patienten in gleichem Masse Anstoss erregend, sind an der Tagesordnung. Hier wird die Emanzipation der Frauen zur Kalamität, hier gerät sie mit der Sittlichkeit in Konflikt, und deshalb muss hier ein Riegel vorgeschoben werden." Wenn aus den Kreisen der Hochschullehrer ein Dementi dieser geharnischten Anklage erfolgte, so wird man sich doch dem Urteil der jungen Herren nicht ganz verschliessen können. Kaum kann geleugnet werden, dass die Jugend über ihrer Genossen Thun ein richtigeres Urteil hat, als die auf ihres Hörsaals Grenze beschränkten und sich beschränkenden Lehrer. Übrigens möchte ich erwähnen, dass ein sehr bekannter Berliner Hochschullehrer auf Grund seiner jedenfalls jahrelangen Erfahrung das Frauenstudium auf meine Frage als „Ulk" bezeichnete. Es fände seine befriedigendste und erstrebte Lösung, wenn es der Medizinstudentin gelänge, einen jungen Arzt zu bezaubern. Ähnliche Erfahrungen böten die Krankenhäuser mit weiblichem Pflegepersonal täglich. Trotz der mir gewordenen Erlaubnis, ihn zu nennen, verschweige ich den Namen meines Gewährsmannes.

**) Wilkinson II, 162. Vgl. auch die beissenden Satiren des Simonides von Amorgos, etwa 650 v. Chr., seines Nachahmers Phocylides von Milet

Auch aus dem leichtlebigen Griechentum wird uns Ähnliches berichtet. Man nahm völlig richtig an, dass, wer einmal der Sitte Hohn sprach und an einem Gastmahl teilnahm, auch Alles hören und geduldig in den Kauf nehmen müsse, was nach schwelgerischen Mahlzeiten leider auch jetzt noch, selbst in gebildeter Männergesellschaft, mit unterläuft. Das sittenstrenge alte Rom verpönte die Teilnahme von Jungfrauen an Gastereien völlig, Frauen gestattete man sie gelegentlich. Eindringen leichter griechischer Lebensgewohnheit liess das Blatt sich wenden, und ein Juvenal, Martial, Seneca u. s. w. finden in der widerwärtig-sittenlosen Kaiserzeit Gelegenheit genug, die Geissel ihres Spottes und der Satire zu schwingen. Die Frauen übertrumpften die Männer; Juvenal erzählt von der Säuferin Saufeja, die ich schon oben erwähnte. Er klagt: „Freilich, die Wollust ist grösser beim Weibergeschlecht, . . . es scheut sich nicht, die Nächte hindurch zum öffentlichen Ärgernis trunken und lärmend durch die Stadt zu ziehen.“ Seneca*) klärt uns über die Gründe zu diesem unerhörten Benehmen auf: „Die Weiber haben nicht ihre Natur geändert,“ sagt er, „sondern nur ihre Lebensart, denn nachdem sie den Männern in freier Lebensart gleich geworden, haben sie auch die Fehler und Gebrechen derselben nicht ablehnen können.. Sie schwärmen die Nächte durch, wie sie; sie trinken mit ihnen um die Wette und machen ihnen in beidem den Vorrang streitig. Sie brechen den Wein aus und alles, was sie im Unmass genossen haben, und kauen Schnee, um die Hitze des Magens zu dämpfen.“ **)

Wir wissen, dass im Mittelalter unmässig gezecht wurde und wie ich Belege für Exzesse der Frauen, in Venere anführen konnte, so

---

und die ägyptischen Äusserungen über lasterhafte Frauen, Chabas, Papyr. magique Harris S. 135.

*) Seneca 95. Brief.

**) Juvenal I, 300 f.:

Jetzt schlürft Mitternachts noch die Frau hinein mächtige Austern.
Hoch mit lauterm Salerner gemischt aufschäumen die Salben,
Und aus Schalen sie trinkt, wenn schon sich im Wirbel das Haus dreht.
Auf dem Wege nach Haus verlassen sie dann ihre Sänften,
Ohne Scheu vor dem Mond aufeinander sie reiten und lärmen.
Dann erst gehn sie nach Haus!

könnte ich sie für solche in Baccho ebenfalls aufzählen. Ich wende mich aber gleich dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu, das aus den Zeiten der französischen Revolution die widerwärtigsten Beispiele für Schillers Anklage des gelegentlichen Megärentums des Weibes erbringt, und zitiere eine Stelle aus Berniers, eines Arztes „Pensées et bons mots, anecdotes par le sieur de Pepincourt". Er sagt:

„Wer hätte gedacht, dass die Frauenzimmer zu den vielen Schwelgereien, woraus sie sich seit 30 Jahren einen Ruhm machen, auch noch den Tabak und den Branntwein hinzufügen würden? Jetzt tragen sie nur noch kleine Fläschchen mit Branntwein an ihrer Seite. Wer weiss ob sie nicht mit der Zeit Kannenflaschen tragen werden?"

Der vortreffliche Arzt Joh. Aug. Unzer in Altona, der in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gleich dem „Gartenlauben-Bock" medizinische Aufklärung ins Volk trug, und dessen Frau Johanna Charlotte geb. Ziegler, beiläufig gesagt einen „Grundriss natürlicher Historie und eigentlicher Weltweisheit für Frauenzimmer" herausgab, getröstet sich in seinem „Arzt" (1769), dass die deutschen Frauen solchem Beispiel nicht nachfolgen würden. Was würde er sagen, sähe er jetzt schmauchende emanzipierte Radlerinnen, statt nach hygienischer Vorschrift harmlose Milch zu trinken, ganz wacker im stillen, abgelegenen Dorfwirtshaus es ihren stärkeren Gefährten im Schwingen des Bechers nachthun und ihren von männlicher Anstrengung männlich gewordenen Durst in vollen Zügen stillen? Was was würde er sagen, wenn er hörte, wie die Damen der „haute volée" unter dem Etikett von „Eau de Cologne" eingeschmuggelten Branntwein bis zur Trunkenheit geniessen und wenn er aus Studentenkreisen Nachrichten über analoge Vorkommnisse bei den Studentinnen vernähme?

Die „Solidität" der Frau wird gegenüber der Unsolidität der Männer herausgestrichen! In einer Zeit, die Annoncen nicht eben selten erscheinen lässt, in denen Ehemänner erklären, dass sie die Schulden ihrer Frauen nicht mehr bezahlen wollen; in der so häufig über die Rechnungen der Herrscher im Reiche der Mode, der Herren Worth u. s. w., geklagt wird; in der die Damen selbst über die

Schneiderausgaben ihrer Genossinnen, der Bühnen- und Zirkussterne in sittliche Entrüstung ausbrechen; in der Zeit, wo manchem Junggesellen weibliche Toilettenpracht das Heiraten verleidet, sollte man nicht allzu laut der Solidität als weiblicher Spezialtugend Loblieder singen, oder sie doch nur für die unmodernen Frauen erklingen lassen, die auf die vier K unserer Kaiserin (Kirche, Küche, Kinder, Kleider) schwören, die nach patriarchalischer Sitte den geheiligten Bannkreis des Hauses noch nicht verliessen;*) die von Mutterliebe und väterlicher Strenge häuslich erzogen, von treuer Sorge des Gatten behütet

---

*) Ich kann mir nicht versagen, an dieser Stelle ein Zitat aus einer deutsch-amerikanischen Zeitung von diesem Jahre wiederzugeben. Ganz so weit wie die Amerikaner sind wir wohl noch nicht, aber doch wohl auf dem besten Wege, diese Damen „fin de siècle" nachzuerziehen, wenn nicht die in allen Tonarten angeklagten „schlechten Dienstmädchen" die Herrschaften noch rechtzeitig zwingen, wieder musterhaft zu werden: „Das amerikanische Mädchen will schon als Backfisch die „Lady" sein; Hausarbeit ist ihr verhasst; sie will die Finger nicht beschmutzen; sie will beim Reinigen den Staub nicht einatmen; sie will nicht kochen, kein Geschirr und noch viel weniger die Wäsche waschen. Die ungeheuere Zahl von Dampfwäschereien beweist, dass eine Arbeit, die früher nur im Hause verrichtet wurde, jetzt ausserhalb gethan wird. Eine solche Amerikanerin will keine Kinder, weil sie „zu viel Arbeit machen"; sie isst lieber in Restaurationen, weil das Kochen zu viel Trubel verursacht; sie will in einem „*Flat*" wohnen, wo heisses Wasser geliefert und die Reinigung vom Hausmeister besorgt wird; sie will so wenig Arbeit wie möglich verrichten. Schlüpfrige Romane lesen, spazieren gehen, im Schaukelstuhle sich wiegen, Toilette machen u. s. w., damit verbringt die „Lady" ihre Zeit, während der Mann sich abrackert, um das nötige Geld zu verdienen. Die Mädchen wachsen auf, besuchen die Hochschule, werfen sogar mit lateinischen Brocken um sich, aber sie können keinen anständigen Brocken kochen, keinen Strumpf stopfen, kein Hemd flicken und verstehen kaum einen Knopf anzunähen. Heiratet dann ein Mann ein solch nichtsnutziges Zierpüppchen und „Parlor"-Pflänzchen, dann ist er verkauft und verraten, wenn er nicht genug Geld hat, um mehrere Dienstboten für die Arbeiten zu halten, welche die Frau thun sollte. Die eingewanderten Familien brachten aber Töchter mit sich, welche verstanden, auf Kinder aufzupassen, weil sie die kleineren Geschwister zu überwachen hatten, zu kochen, weil sie der Mutter in der Küche helfen mussten, zu waschen, weil die Wäsche im Hause gewaschen und gebügelt wurde, zu flicken und zu nähen und Alles sauber und in Ordnung zu halten. Unsere Mädchen gehen lieber in die Fabrik oder stellen sich in den „*Stores*" hinter den Ladentisch, als dass sie in einer Familie dienen, wo sie überwacht und zur Arbeit angehalten werden; sie sind durch das Beispiel, das ihnen die Hausfrauen, das heisst die Nicht-Hausfrauen geben, verdorben."

und beschirmt, die aufopfernde Hingabe für ihre Familie als Lebenszweck ansehen. Vom schützenden Hause losgelöst, auf Chambre garnie und Wirtshaus angewiesen, denselben Unbilden und Fährlichkeiten des Lebens ausgesetzt wie der Mann, fällt sie unter seinem Ansturm leichter als er.*)

Bei dem Kapitel „Solidität" erinnere ich noch an die weibliche Spielleidenschaft. Der Spielteufel hat ganz dieselbe, vermutlich sogar noch grössere Macht über Frauen, wie über Männer. Wenn sie vielleicht von den Männern noch in dieser oder jener Leidenschaft übertroffen werden, wenn Männer, nicht Frauen, sich und ihre Familie ruinieren und mit Schande bedecken, so liegt das doch wohl gleichfalls an der Macht der Sitte, die die volle Entfaltung aller Eigenschaften der Frauen hindert, und an der Gesetzgebung, die in erster Reihe den Mann zur Verantwortung heranzieht.

Dass die Frau durch die Behandlung eines männlichen Arztes in ihrem Zartgefühl beleidigt wird, ist eine weitere weibliche Behauptung, deren Beweis man ebenfalls schuldig bleibt. Wäre der Antagonismus von Mann und Weib wirklich so unüberbrückbar gross, so hätte gewiss die in solchen Dingen unendlich feinfühlige und vorsorgliche Kirche, deren Diener als Seelenärzte die tiefsten Einblicke in die Wege und Irrwege des Frauenlebens zu thun pflegen, diesem sittlichen Bedenken Rechnung getragen und Beichtmütter an Stelle der Beichtväter gesetzt. Dass sie es nicht gethan hat, scheint mir die beregten Bedenken am besten zu entkräften. Es spricht die tausendjährige Erfahrung dafür, dass das Weib in der Regel dem weitblickenden, die Person weniger in den Vordergrund ziehenden, objektiver, daher milder urteilenden Manne mehr Vertrauen entgegenbringt, als der kleinlichen, von Empfindelei leicht beeinflussten, gerade weibliche Schwächen hart richtenden Frau. Es ist das eine Erfahrung, die sich im kleinen jeden Tag in den Mädchenschulen zeigt, die als Thatsache von den Fabrikinspektoren bestätigt wird, und von der ich im Laufe meiner Darstellung ebenfalls Proben beibringen

*) Hierzu schreibt Frau Förster-Nietzsche (a. a. O.): „Man kann alle männlichen Tugenden auf die Frauen übertragen, sie werden aber dabei nicht nur die männlichen Schwächen und Laster mit erwerben, sondern ihre grösste Macht, die Sitte, verlieren, und Jahrhunderte können vielleicht vergehen, ehe sie die s wiedergewinnen."

konnte. Eine Ärztin, Frau Dr. Adams, erklärt: „Die Wissenschaft kennt kein Geschlecht. Es ist auch an der betrübenden Thatsache, dass in Frauenkrankheiten die Hilfe des Arztes meist zu spät gesucht wird, auch in solchen Städten nichts geändert worden, in denen weibliche Ärzte vorhanden waren. Seelische Aufregungen und die Berührung mit Schmutz dürften auch nicht gerade vorteilhaft auf das weibliche Gemüt einwirken.“*) Übrigens ist der Prozess in Bridgeport (Connecticut) gegen die Ärztin Frau Dr. Nancy Guilford, die der Tötung eines Mädchens durch eine strafbare Operation angeklagt war, in mehr als einer Beziehung lehrreich. Dieselbe hatte die Leiche des Mädchens aus Angst vor Entdeckung zerstückelt und nach und nach fortgeworfen (wer denkt nicht an die ihren Bruder zerstückelnde Medea!). Finden sich auch ähnliche Thaten von Männern berichtet — ich kenne zwei solcher Fälle: der eine betrifft einen Arzt, der den „Kunstfehler“ skelettiert bei sich aufstellte und schliesslich durch seinen Anblick zum Bekenntnis seiner Schuld gezwungen wurde, der andere einen Apotheker, der sein Opfer durch Ätzkalk zerstören wollte — so lehrt die obige That der Dr. Guilford, dass auch die Frau vor solchen Verirrungen keinesfalls gefeit ist, dass sie den Nährboden für die Entwickelung einer Menge, sagen wir „psychopathogener Keime“ in sich trägt, die bisher latent blieben und nicht zur Entwickelung kamen, nur weil die alte gute Sitte ihre Entwickelung hemmte.

Wie steht es nun mit dem weiblicherseits gerühmten herzgewinnenden Umgangston dem Publikum gegenüber und mit der weiblichen Zuverlässigkeit? Die Erfahrungen, die man tagtäglich in grösseren Geschäften mit ausschliesslich weiblicher Bedienung machen kann, zeigen nicht gerade, dass die „Ladnerinnen“ von übergrosser Höflichkeit überschäumen, besonders wenn sie sich Damen gegenüber befinden; in süddeutschen Restaurants ist die Kellnerin keineswegs sauberer, als der Kellner und ebenso unhöflich, wie er es gelegentlich ist (über die widerwärtige Zudringlichkeit der um schnödes „Trinkgeld“ ihre weibliche Würde preisgebenden „Animierkellnerin“ Norddeutschlands geht man lieber zur Tagesordnung über). Auch in der Nachahmung des Schalterlöwentons ihrer Kollegen leisten die Eisenbahnbeamtinnen und Telegraphistinnen schon recht Anerkennenswertes. Erinnert man sich noch der Vorkommnisse in Armen-

*) Verhandl. des Deutschen Ärztetags. Wiesbaden 1898.

und Krankenhäusern mit weiblichen Pflegerinnen, die in letzter Zeit sogar die Gerichte beschäftigten, so muss man zugeben, dass die Prognose für die zu erwartende besondere Höflichkeit der Ärztinnen und Apothekerinnen kaum Besseres verspricht, wie wir es bei Männern gewöhnt sind.

Nicht viel anders steht es mit der Zuverlässigkeit! In Handelskreisen mehren sich die Klagen über die Unzuverlässigkeit der weiblichen Komptoiristinnen. „Ein Mann leistet mehr wie zwei Frauen", heisst es vielfach, „deren Arbeit ausserdem noch einer Revision bedarf." Schuldirektoren klagen ebenso über Lehrerinnen, wie über Lehrer. Die Damenkaffees beschäftigt nicht allein die Frage unzuverlässiger Dienstmädchen, sondern auch mit ebenso grosser, wenn nicht grösserer Berechtigung der Ärger, sich mit hochgebildeten, aber ebenso unzuverlässigen Stützen und Gouvernanten herumplagen zu müssen. Mit welchem Recht nimmt man an, dass Ärztinnen und Apothekerinnen, die eine weit härtere und längere Schule des Lebens durchzumachen haben, wie jene, sich so glänzend über ihre anderen Geschlechtsgenossinnen erheben werden?

Warum entwanden die oben zitierten Medizinal- und Apothekerordnungen den Frauen den Giftschlüssel, warum verboten sie ihnen zum Teil die Ausübung der Arzneikunst? Sprechen nicht die Schilderungen von gewissen früher erwähnten Arzneikundigen von einer gewissen Leidenschaft für Giftexperimente? Ich erinnere noch an die berüchtigte „Aqua Tophana", die von Neapolitanerinnen erfunden sein soll, damit sie „ohne Gift ihre Männer los seyn möchten", wie ein alter Autor sagt.*) Die Befürchtung, dass die im Hassen wie im Lieben sich leicht ins Masslose verlierende arzneikundige Frau ihre Macht missbrauchen könnte, ist gar nicht grundlos, denn

*) Furchtbares Beweismaterial für die Giftleidenschaft mancher Frauen giebt auch die Zeit der Giftmischerinnen unter Ludwig XIV., über die Funk-Brentano durch emsiges Studium der Bastilleakten Licht verbreitet hat. Es sei nur an die Namen de Brinvilliers, de Pontaillon erinnert, sowie an die Voisin, Fillastre, Vigoureux, die ungeniert ihre Liebes- und Gifttränke, ganz wie die alten „Sagae" verkauften, und deren Dienste zu brauchen, selbst eine Montespan sich nicht scheute. — Ich erinnere übrigens an dieser Stelle daran, dass der heilige Thomas im XIII. Jahrhundert die Vorschriften des heiligen Augustins in Erinnerung bringen liess, die den Apothekern (im IV. Jahrhundert) verboten, Frauen und Mädchen, die ihre Gravidität fürchteten, Abortivmittel zu verabfolgen, damit sie sich nicht des Meuchelmordes schuldig machten.

Was ist so arg, das nicht, um sich genug zu thun,
ein Weib die Stirne hat zu wagen!

Mit Recht wurde schon vor Jahren, als eine ausserdeutsche Apothekersfrau sich des schwer entdeckbaren Akonitins bediente, um sich ihren „lästig gewordenen" Eheherrn vom Halse zu schaffen, in der „Pharm. Zeitung" daran erinnert, dass die Situation in einer Apotheke eine recht unbehagliche werden könne, wenn neben eine alternde Gattin die jugendliche Konkurrentin träte, deren Sehnen und Streben die Eroberung des Besitzers sei. Arzt, Assistentin und Ehegattin geben denselben Konfliktstoff.

Erfahrungen über die „Medica" oder „Pharmacopola venefica" liegen bislang nicht vor. Dagegen kann ich einige Data beibringen, die einigermassen einen Schluss auf die gestreiften Verhältnisse gestatten. Zur Giftflasche greifen unter allen Selbstmördern 8,7 Proc. Frauen, gegen 2,5 Proc. Männer. Aus selbstverständlichen Gründen erhöht sich diese Zahl bei pharmazeutischen Selbstmördern*) auf 56,7 Proc. Hält man daneben noch das Faktum, dass die Engländerinnen den traurigen Vorzug haben, die grösste Zahl von Selbstmörderinnen zu zeigen, „weil dort Emanzipationsgelüste und das unnatürliche Streben, es dem Manne gleich zu thun", ihr seelisches Gleichgewicht am meisten stören, so darf man daraus schliessen, dass sehr bald die Selbstmordziffer der Zukunfts-Pharmazeutinnen eine erschreckende Höhe erreichen wird.

Von Ärzten kenne ich keine Selbstmordstatistik. Bezüglich der Morphinisten dagegen berichtet 1895 die „Statistische Korrespondenz", dass in preussischen Heilanstalten behandelt wurden 62 Männer und 49 Frauen. Unter den ersten befanden sich 20 Ärzte, 2 Apotheker und 2 Krankenwärter, also rund 26 Proz. Männer, denen Morphium verhältnismässig leicht zu Gebote stand. Unter 18 verheirateten Kranken waren 3 Frauen von Ärzten, die sich das Gift zu erschleichen verstanden, unter 25 ledigen 2 Krankenschwestern, 1 Hebamme, 1 Wärterin. Zwei weitere weibliche Kranke wurden wegen chronischer Opiumvergiftung, eine wegen Chloralmissbrauch behandelt. Ähnliches berichtet die „Wiener Allgem. med. Zeitung". Nach ihr giebt es unter den männlichen Morphinisten 40,4 Proz. Mediziner, unter den weiblichen

*) Vergl. meine Statistik in den „Grenzboten" 1897, S. 349. S. auch Georg v. Mayr, Handbuch für Staatswissenschaft.

10 Proz. Frauen von Ärzten. Die Zahlen können zwar keinen Anspruch darauf machen, die Thatsachen auch nur annähernd wiederzugeben. Es steht aber zweifellos fest, dass die zarter besaitete Frau das grösste Kontingent der Personen liefert, die zur Spritze, zum Morphium und ähnlichen Betäubungsmitteln greifen. Wie viel grösser muss die Gefahr für das Weib werden, dem offiziell Macht über den Lethetrank gegeben wird, der Verderben und Tod bringt, wenn die Hand, die ihn ergreift, nicht unter der Herrschaft ruhig abwägenden Verstandes steht.

Optimistisch lenkt man die Augen der Damen auf die wunderschönen Einnahmen der pharmazeutischen Sinecuren. Man vergisst, dass thatsächlich überall da, wo sie den Männern als Konkurrentinnen gegenüber treten, das materielle Entgelt der Frauen wesentlich geringer ist als das der Männer. Ich will nicht prüfen, ob die Arbeit der Schneiderin schlechter ist, wie die des „Tailleurs", ob die Köchin weniger schmackhaft kocht wie der Koch, ob die Lehrerin nicht so gut vorträgt wie der Lehrer, ob die Arbeit von zwei Buchhalterinnen wirklich nicht so viel fördert wie die eines Buchhalters und ob sie in der That so unzuverlässig ist, dass sie immer erst noch revidiert werden muss; auch will ich nicht erörtern, ob der geringere Lohn nicht etwa durch die Frauen verschuldet wird, die im Nebenberuf, nur um ein Taschengeld zu verdienen, arbeiten, oder ob der kärglich bezahlte Tageshauptberuf nur als Deckmantel für gut bezahlten Nebenberuf in sündhaft verbrachten Nächten betrachtet wird: Thatsache bleibt, obwohl man sich dessen nie zu erinnern scheint, dass die Arbeitsleistung des Weibes geringer ist als die des Mannes. Es ist ja bekannt, dass das Weib in der Zeit physiologischer Vorgänge, die keinem Weibe erspart sind, körperlich und seelisch so abgespannt ist, dass sie mehr oder minder unfähig zur Arbeit, besonders zu jeder Art ärztlicher Hilfsleistung, ist, ja, dass sie in solchen Perioden lange Zeit noch als unrein betrachtet und gemieden wurde. Auch sonst ist sie öfter arbeitsunfähig wie der Mann. Positive Grundlagen für die Beurteilung dieser Verhältnisse giebt eine amtliche Feststellung der kaiserl. Postverwaltung für 1897. Nach ihr weisen die weiblichen Postbeamten fast doppelt so viel Krankheitstage auf wie die männlichen. Auf die weiblichen Mitglieder der Krankenkasse fielen im Durchschnitt 96,93 Procent Krankheitstage mehr als auf die

Männer. Die Krankheitshäufigkeit war bei den ersteren etwa 30 Proc. höher wie bei den letzteren. Sollte auch dieser Umstand, abgesehen von notorisch geringerer körperlicher Widerstandsfähigkeit, nicht auch die Entlohnung der Apothekerin und die Einnahmen des Arztes beeinträchtigen? Sollte selbst ein Gehilfengehalt von 1200 Mark und der spätere Besitz einer Konzession die nötigen pekuniären Aufwendungen, die grossen geistigen und körperlichen Anstrengungen der Gehilfenzeit, sollte die ärztliche Durchnittseinnahme die Vorbereitung zur ärztlichen Praxis lohnen? Und stünde der Lohn in vernünftigem Verhältnis zu dem, was das aus der wahren Frauensphäre herausgetretene Weib eintauscht, selbst wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, ausnahmsweise die Höhen von Kunst und Wissenschaft zu erklimmen?

Das Leben einer Sonja Kowalewska, der berühmten Professorin der Mathematik an der Universität von Stockholm, geb. 1853 als Tochter des russischen Artillerie-Generals Corvin-Krukowski, gest. 1891, ein Blick hinter die Koulissen, in das Boudoir oder in den Bildungsgang einer grossen, angeschwärmten Künstlerin, die sich nebenbei doch vielleicht vom pathologischen Standpunkt aus beurteilen lassen, zeigt nichts von der heiteren Ruhe und Befriedigung, die der treu sorgenden Gattin trotz aller Mühe und Arbeit den Lebensweg erleuchtet. Sie giebt sich dem Mann zu eigen und opfert ihm ihre Selbständigkeit. Seine Kraft und Stärke, sein Selbstgefühl, das er im Kampf ums Dasein durch den Wettbewerb mit seinesgleichen und durch die Notwendigkeit, seine Leidenschaften vernunftgemäss zu zügeln, sich erarbeitete, der Platz an seinem Herzen verbürgen ihr lebenslänglichen Schutz und Schirm. Für ihn, den „herrlichsten von allen", für seine Kinder verrichtet sie spielend Riesenarbeit, und ihre Intelligenz und Anpassungsfähigkeit wächst ins Ungemessene.

Welche Frauen werden vermutlich sich unsern beiden Disziplinen zuwenden? Die naturgemässe Antwort dringt die soziale Entwicklung der Neuzeit auf, die nach weiblichen Erwerbszweigen herumspäht und nur allzuviele Beispiele von jungen Mädchen bringt, die von ihren, mit Glücksgütern nicht gesegneten Eltern, ohne Prüfung ihrer besonderen Fähigkeiten, nur des leidigen Erwerbs wegen in die gelehrten oder künstlerischen Berufe gedrängt werden. Wird bei ihnen dann aber von einem für jene Berufe so nötigen seelischen Gleichgewicht die Rede sein können? Der angeborene Trieb, Liebe ein-

zuflössen, das Recht, ihre Mädchenjahre gleich ihren besser gestellten Genossinnen in harmloser Lust zu verleben, wird durch ernste, anstrengende Studien verkümmert; streitende Empfindungen ziehen in ihren Busen, ihre Empfindlichkeit im Wettstreit mit den Kollegen und Kolleginnen wird gereizt. Neid und Eifersuch werden angefacht, ihre Eigenliebe wird verwundet. Dicht gesellen sich in ihrem Herzen Liebe und Hass! Wehe dem Kranken, der an seinem Leibe die Wahrheit des salomonischen „Non est ira super iram mulieris" oder des Montaigneschen „Zorn aus Eifersucht ist beim Weibe schrecklich" ausprobieren soll.*)

Paulsen**) zeigt sich als Verfechter der Freigabe der Medizin an die Frau! Seiner Behauptung, dass „der Mann in der Auffassung und Behandlung diätetischer, hygienischer, medizinischer Fälle der Frau nicht durchweg überlegen ist", wird, soweit es sich um Frauen handelt, die aus wahrem, innerem Drange, begabt mit einem Ausnahmstalent, studierten, jedermann beipflichten. Wird das Studium aber erst allgemein; wird es erst gewählt, wie es im allgemeinen geschieht, um einen Erwerbszweig zu erhaschen; wendet sich der Medizin erst auch weibliches Mittelgut zu, dann wird man am Ende doch an Paulsens Optimismus irre werden. Was die Frage betrifft, „ob nicht die Anwesenheit ganz einfach und ernsthaft studierender Frauen auch ihr Heilsames hätte; ob nicht manches Stück renommistischer Rohheit und widerlichen Cynismus, der jetzt mit unterläuft, verschwände", so ist von „ganz einfachen und ernsthaften" Studentinnen" doch wohl nur im Übergangsstadium zur endgiltigen Frauenemanzipation die Rede, im übrigen auf den Haller Protest (S. 59) zu verweisen. Jede höhere Mädchenschule bringt, nebenbei gesagt, den Beweis von Tollheiten, wie sie kaum stärker in Knabenschulen vorkommen, und aus ältester wie aus neuester Zeit könnte ich Thatsachen

*) Bezüglich der Verbrechen aus Leidenschaften verweise ich noch auf Lombroso, der Verbrecher (II. Cap. 1). Sie werden alle in dem Lebensabschnitt begangen, in dem die Gewalt der Liebe vor allen andern Leidenschaften mächtig ist und vom Verstande weniger beherrscht wird. Um vieles stärker aber ist das Weib bei ihnen beteiligt wie die Männer. Ganz natürlich! denn den häufigsten Grund giebt getäuschte Liebe ab. Die Liebe aber ist für das Weib das wichtigste Lebensereignis, ja sein einziger Beruf, für den Mann ein Beiwerk, eine Episode.

**) Ethik II, 614.

davon anführen, dass die „edle Frau", die nach Göthe instinktiv den Gesetzen der Schicklichkeit nachlebt, und die ihre gegebene Priesterin und Verkünderin ist, durch Frauenemanzipation je länger je mehr in ein Nichts aufgeht. Es mehren sich auch die Zeichen, die das erstrebte Ziel der Frauenemanzipation in recht bedenklichem Lichte erscheinen und Zustände fürchten lassen, wie sie zuletzt in der „aufgeklärten", allen Forderungen der Religion und Moral spottenden, in allgemeinem Sichgehenlassen, in furchtbarster Sittenlosigkeit, in allgemeinem Sinnentaumel sich gefallenden Revolutionszeit vor just hundert Jahren in Frankreich Regel waren. Hört man, was gewisse weibliche litterarische Grössen ihren Leserinnen predigen; liest man, wie eine Elsbeth Meyer-Förster sich zur Apologetin der Dirnen aufwirft und sie mit dem Nimbus der Märtyrerin umgiebt; wie Helene Böhlau vor dem „unseligen Anwachsen der Liebe, die den Geist der Frau dumm und arm gefüttert und ihren Geist aufgefressen hat", warnt; liest man die erotischen Dichtungen Anna Ritters, die, vielleicht im Andenken an Göthe, über die beengenden Beigaben von Standesamt und kirchlichem Segen als „conditio sine qua non" offenbar recht geringschätzig denkt:*) so muss man zugeben, dass solche Ansichten schliesslich im Evangelium freier Liebe und zügelloser Leidenschaft gipfeln, und man muss befürchten, dass die Emanzipationsbestrebungen gerade in Medizin und Pharmazie recht sehr zum Schaden der „salus publica" und der Frauen ausarten könnten. Ehre der Frau, die, um eine wirtschaftliche Stellung zu erobern, wie sie die zugespitzte soziale Lage wünschenswert macht, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten gelegentlich auch auf ihr im allgemeinen entfernteren Gebieten ausspielt, vom Weibe aber nach dem oben gedachten Typus wird man sich mit dem Gefühl eines gewissen Widerwillens abwenden, wenn man nicht nach dem philanthropischen Geist der Zeit das Denken solcher „Überweiber" als pathologisch mit den Beobachtungen zeitgenössischer Frauenärzte in ursächlichen zusammenbringen will.*)

---

*) Vgl. ihre „Fahrende Leute":

Ob auch die Menschen lachten
Und über dich und mich gar arge Scherze machten —
Mein stolzes junges Leben
Hab' ich bedingungslos der Liebe hingegeben!

Entgegen den pessimistischen Anschauungen der Alten, eines Hippokrates und Aristoteles, wie der modernen Schopenhauer, v. Hartmann u. s. w. sei den Frauen die Fähigkeit, manche welterschütternde Frage zu lösen, zuerkannt. Sie hätten vielleicht den Babelturm bis zur Wetterfahne aufführen, statt Plato eine philosophische Schule gründen, wie Vater Homer die Ilias singen, statt Cäsar Gallien erobern, statt Göthe die Fausttragödie schreiben, statt Bismarck Deutschland einigen können — dass sie es nicht thaten, dass es für ihren Stolz genügte, eine Aspasia oder Lais zu sein, dass sie sich begnügten, dem Manne den befruchtenden Gedanken zu leihen oder dem genialen Sohn nur ihre „froh' Natur und Lust zum Fabulieren" zu vererben, dass sie den Mann stützten und hoben, wenn ihn die Sorgen des Amtes schier niederdrücken wollten, und seine sorgendurchfurchte Stirn mit linder Hand glätteten, das gebot ihnen die Liebe, „die grösste" unter den Tugenden, wie auch die weibliche die Klugheit, dem Weibe höher angerechnet wird, als das „quos ego", das andere Frauen dem „Herrn der Schöpfung" entgegenschreien. Wie es nichts Widerwärtigeres giebt, als ein sich spreizender und weibisch zierender Geck, so giebts nichts Widerwärtigeres, wie ein die gesteckten Grenzen überschreitendes Mannweib.

Der einzige Weg, die Frauenfrage zu lösen, bleibt der von v. Hartmann gewiesene: sie als „Jungfrauenfrage" zu behandeln. Wie weiter, das ist Sache des Soziologen, des Politikers, des Volkswirts. Sie durch Eröffnung des Berufs als Ärztin und Apothekerin zu lösen, scheint nach meinen Darlegungen ein Irrweg zu sein, in seinen Konsequenzen kaum ein Gewinn für die Volkswohlfahrt, aber sicher ein Nachteil für die Frau, die wir uns seit jeher aus edlem, organisiertem Material, aus der Rippe des Mannes entstanden denken, die wir als Freundin und Gefährtin zu lieben und zu verehren, als zart und schutzbedürftig zu führen und zu stützen, uns gewöhnt haben, trotzdem sie keineswegs schwach ist. Sie ist ja so stark, dass „wir zwar herrschen über alle Menschen, über uns aber unsere Frauen", wie der Consul Portius Cato 195 v. Chr. erklärte, als die Römerinnen um das Recht petitionierten, wieder Purpurgewänder zu tragen, und „dass um ein Lächeln von ihnen die grössten und mächtigsten Männer

*) Vergl. auch Theod. Ebner, litterar. Amazonen, Gegenwart 99, Nr. 26.

sich erniedrigen oder umbringen".*) Vergisst die Frau, „dass ihre Schwäche ihre Stärke ist", tritt sie, sich der ihr ritterlich eingeräumten Vorrechte entkleidend, mit gleichen Pflichten mit dem Manne in den Kampf ums Dasein, so ist ihre Niederlage, wie die Geschichte lehrt, besiegelt. Möchte sie aus der Geschichte lernen, sich die erneute herbe Erfahrung, die Folge der Emanzipation, zu ersparen, möchte sie sich daran erinnern, dass der alten Germanen, dass aller Männer höchstes Glück ohne die sie ergänzende Frau nicht zu denken ist, dass Glück spenden höchsten Glücks teilhaftig werden heisst, und dass den Weg zu diesem Glück, das Heilmittel für die nicht abzuleugnende Frauenfrage das Wort ihres Lieblingsdichters kündet:

Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
Das Weib geboren; — wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!

*) Mantegazza, Physiologie d. Hasses, 289.

Register.

Äbella 26.
Adams, Frau 66.
Agmeda 12.
Agnodike 14.
Agrippina 17.
Ägypter 4.
Albruna 20.
Anguitia 11.
Anna, „Mutter“ 34.
Anna M. v. Württemb. 38.
Antiochis 16, 17.
Aphrodite 12.
Artemis 6, 8, 17.
Artemisia 13, 14.
Asklepias 8.
Äskulap 8.
Aspasia 13.
Assyrer 5.
Athene 8, 17.
Bassi, L. 47.
Beaufort, Frl. 55.
Bernauer, Agn. 32.
Bihéron, Frl. 45.
Bochi, D. 47.
Böhlau, H. 71.
Boivin, M. A. 44.
Bonheur, Rosa 70.
Bosse, Eva v. 54.
Bourgeois, L. 43.
Boursier 43, 45.
Brela 21.
Bubastis 4.
Calenda, Const. 25.
Canidia 17.
Cäsonia 17.
Cheiron 9.
Chinchon, Grfin. 48.
Constantin 48.
Constanza 25.
Constanzella 26.
Cortese, J. 41.
Coudray, Frau du 45.
Cunigundis 31.
Cysat, Frau 55.
Damkina 5.
Demeter 6.
Diana 17.
Dione 12.
Döhren, Frau v. 56.
Dobjaglo, St. 55.
Donne, M. delle 47.
Dorothea v. Brandenb. 38.
Druiden 20.
Dusurtu 5.
Düweke 33.
Eide, H. 55.
Eileithyja 8, 17.
Eleonore v. Jägerndf. 40.
Elephantis 17.
Eleutho 8.
Elisabeth v. Brandenb. 38.
„ v. Hessen 40.
„ v. Kent 48.
Elsvich, Sarah 56.
Erxleben, Dor. 46.
Eyra 20.
Fabulla 19.
Fescennia 18.
Föhse, A. L. 49.
Förster-Nietzsche 59, 65.
Fouqué, Frau v. 48.
Francisca 25.
Freya 20.
Füss, Marg 41.
Galen 15, 16.
Germanete 19.
Giftmädchen 5.
Gittina 20.
Griechen 6.
Guarna, Reb. 26.
Guilford, N. 66.
Hebräer 2.
Heidenreich, M. Th. 46.
Heiland, Mar. 46.
Heiland, R. J. 45.
Hekameda 12.
Hekate 3, 6, 8.
Held, A. E, 47.
Helena 11, 12.
Hera Lucina 17.
Herophilos 14.
Hildegardis 27.
Hilden, Frau v. 42.
Hippokrates 12.
Hippomane 17.
Hirschfeld, Henr. 54.
Horenburg, A. E. 45.
Holla 20.
Hygea 8.
Iber, Veron. 44.
Idis 20.
Idun 20.
Inder 5.
Johanna, Päpstin 21.
Isis 4.
Juno 17.
Jutta, Frau 21.

Kaltenbeiner, Vict. 45.
Kascha 21.
Keil, M. 45.
Kirke 10, 11.
Kleopatra 14, 15.
Kowalewska, S. 70.
Kybele, 6, 8.
Lachapelle, M. L. 46.
Laima 20.
Lassadottir, M. 32.
Lett, Fr. 55.
Leuschner, M. 35.
Libussa, 20.
Lintgarde, 32.
Livia 19.
Lucusta 17.
Luther 3.
Lybica, Fab. 19.
Margaretha, Apoth. 55.
Medea 8, 9, 10, 21.
Medicae 19.
Mellin A. 1.
Mentuhotep 5.
Mercuriadis 26.
Merula 16.
Mesopotamien 5.
Meyer-Förster, E. 72.
Minerva 17.
Montague, Lady 49.
Morsianus 33.
Müller, A. El. 47.
Muth 4.
Oinone 12.
Olympias 18.
Orphiker 6.
Pamphyle 16.
Pasiphae 11.
Perimede 12.
Persephone 6.
Phainarete 13.
Pharmakides 7, 8.
Polydamna 11.
Popelin Frl. 58.
Preussen 20.
Pua 3, 45.
Puellae venif. 5.
Rhazes 5.
Rhea 6.
Ritter, A. 72.
Romana, Fr. de 25.
Römer 17.
Sabine v. Hessen 39.
Sagae 17.
Sagas 20.
Salerno 22.
Salpe 17.
Salvina 19.
Saufeja 18, 62.
Schech 4.
Seydal 56.
Sichelgaita 24.
Siebold, Reg. 45.
Siegmund, Just. 44.
Siphra 3, 45.
Sirach, Jes. 3.
Somerset, Lady 49.
Soranus 21.
Sotira 17.
Tertre, Marg. 44.
Tiburtius Fr. 58.
Trottola 23, 24.
Trotula 23, 24.
Unzer, J. Charl., 63.
Velena 20.
Victoria 19.
Wakefield, E. 55.
Walas 20.
Welser, Philipp 32.
Wiedmann, B. 45.
Wigla 20.
Willums, Sigb. 33.
Wolley, A. 47.
Ysabel 54.
Zauberinnen 5, 7.

EMIL HERRMANN SENIOR, LEIPZIG.

LANE MEDICAL LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

JUL 25 '26

NOV 22 26

AUG 11 '27

APR 22 30

MAY 21 '30

AUG 13 1984